

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Charakterbilder

Weber, Beda

Saarlouis, 1924

Ausgewählte
Charakterbilder

von

Beda Weber

Hausens Bücherei (Nr. 165)

Herausgegeben von Johannes Mumbauer

Der Tod eines Dorfkaplans in den Tiroler Alpen.

(1846)

Freundliche Leser! ich lade euch ein zu einer Bergfahrt ins südliche Tirol, wo auf den tieferen Abhängen an Porphyrfelsen die Traube glüht und im höheren Gebirge der Weizen, das Mark der Männer, reift, an jene Doppelgrenze, wo Nord und Süd sich in kräftigmilder Luft wechselseitig vermitteln und das deutsche Wort schärfer ausklingt gegen die Stimme des wälschen Nachbars. Dort saß ich die Sommermonate oft still im Schloß edler Freunde am Labsale der reichen Eisacklandschaft, die, wurzelhaft ineinander geknotet, die nordischen Wasser kaum fortschlüpfen ließ durch die Schluchten des Kuntersweges. Nur selten wurde die Turmeinsamkeit durch Besuche unterbrochen. Die einsame Nachtigall, welche in einem Granatenbusche nistete, die geschwätzige Amsel im Brombeerstrauch am Fels und zwei Kibitze in einer Mauernische belebten meinen stillen Tag, und die Heiterkeit der lauen Sommernächte, die mit geisterhafter Klarheit auf den Bergen brüteten. Und klopfte es bisweilen an meine Zimmertür, so wars niemand anders, als der Dorfkaplan, welcher jede Woche einmal in unserem gastlichen Schloß einsprach. Er hauste über uns einsiedlerisch im Gebirge als Seelsorger einer zerstreuten Dorfgemeinde, und war als Menschenfreund bei groß und klein in der ganzen Gegend beliebt. Er hatte als Jüngling seine

Studien zu Innsbruck gemacht, einer jener unzähligen Tirolerstudenten, die alljährlich von ihren jähren Bergen in die Städte heruntersteigen mit dem schönen Empfehlungsbriefe, den ihnen Armut, Geist und frische Wangen ausfertigen. Unsere Städter, unsere Beamten, unsere Edelherren nehmen sich mit Freuden des jungen Blutes an und teilen mit ihm den Tisch. Läßt sich der Schüler gut an, so wird er Hauslehrer in wohlhabenden Familien, und es ist merkwürdig genug, wie der kräftige Bauernstudent das adelige Stadtknäblein mit den blassen Wangen meistert und abrichtet fürs tätige Menschenleben. Diese innigste Berührung des Bauerntums und der Adelschaft seit uralten Zeiten ist zum Teil in der Landesverfassung begründet, die freie Bauern bildet und schützt selbst als Landstände neben den ersten tirolischen Rittern und Grafen, und mitunter Ursache des traulichen Gebahrens zwischen Edlen und schlichten Landleuten. Der Dorfkaplan war in seinem Grafenhouse zu Innsbruck ein solcher „Hofmeister“ gewesen und hatte aus seinem Erziehungsgeschäfte jene feine Lebensbildung mitgebracht, die seine Landbauern an ihm dergestalt zu schätzen wußten, daß sie ihn schlechtweg den „klugen Herrn“ nannten. Er zählte jetzt ungefähr sechzig Jahre, und sein frisches Aussehen ließ nicht ahnen, daß seine Gesundheit untergraben sei. Er fing an einem Magenleiden zu kränkeln an, ohne daß seine Umgebung besondere Gefahr witterte. Man hat uns erzählt, er habe sich dasselbe nach anstrengenden Fußmärschen durch allzu heißes Essen zugezogen. Wir hatten ihn alle so lieb, daß kein ernstlicher Zweifel an seiner Unversehrtheit aufkam, während wir sein Unwohlsein als vorübergehendes chronisches Leiden wenig anschlügen. Aber es reifte zu unserem Leidwesen schnell und unerwartet zum Tod.

Ich saß eines Abends am Turmfenster und starrte nachdenklich hinaus in die Mondnacht. Während die Lichtseite des engen Tales in heiterster Klarheit mit tausend hellen Augen von weißen Häuslein über Wald- und Stromesrauschen glitzerte, lag die Schattenseite mit dunkeln Nadelholz mächtig gegenüber und warf wunderliche Schattenrisse ins Lichtbild am jenseitigen Ufer. Selbst das Schloß stand als Schattenkastell jenseits der Wasser in den reinsten Konturen, und seine Windfahne flatterte sichtbar auf der Geisterburg, die mit jeder Minute kleiner wurde. Ein Heer von Leuchtkäfern schwamm durch die milde Luft und füllte mit wandernden Funken die weite Talung aus. Es schlug elf Uhr am Turm, und das Lallen der letzten Vogellaute im Walde verstummte. Da schellte es plötzlich heftig an der Glocke des Burgtors. Eine Magd, schläfrig und verwirrt, wollte öffnen; aber auf halbem Weg überwältigte sie dergestalt der Schrecken der Mitternacht, daß sie laut schreiend in die Küche zurückstürzte. Der Lärm weckte alle Leute im Schloß. Ich eilte herab, die Tür zu öffnen. Ein Bauer stand vor mir, kaum halb bekleidet, mit Schweiß ganz überonnen. „Unser Kaplan stirbt, o kommen Sie zu seinem Beistande,“ sagte er mit stotternder Hast. Wir stiegen ohne Verzug den dunkeln Waldhügel hinauf. Auf einzelnen Zweigen lispelte noch die Zikade, Berghühner flatterten vor unsern Füßen auf mit dem Schrei des Entsetzens, der scheidend durch den Wald pffif. Aus versteckten Talgründen krächzte einförmig der gestörte Uhu, und ihm antwortete die Stimme besorgter Liebe. Ich konnte nicht reden, mich hatte der Gedanke an den sterbenden Freund zu tief ergriffen.

Mein Begleiter plauderte beständig neben mir her im krausen Durcheinander eines bäuerisch be-

wegten Gemütes. „Wenn der Kaplan stirbt,“ sagte er, „so bleibt kein Auge in der Gemeinde trocken. Er hat uns Jüngere in der Schule so lieb gehabt, daß man es nimmer vergessen kann. Reich kann er nicht sein, ungeachtet vierhundert Gulden Boznerwährung jährlich ein schönes Geld sind. Er verwendete alles auf Bücher, Bilder und Schulkinder. Arme Leute haben wir nicht, jeder hat zu essen, der arbeiten will, und wer nicht arbeiten kann, ißt auch mit uns, und es haben doch alle genug. Nur fremde Bettler ‚strolchen‘ oft an uns vorbei aus Furcht vor dem Bettelrichter in Kastelrutt. Wir können alle lesen und schreiben, der Kaplan hätt' es nicht anders geduldet. Er redete uns auf Wegen und Stegen darum an. Als einst ein dummer Knabe sagte: ‚Was braucht man das Lesen? man kommt ohne dasselbe auch in den Himmel!‘ da wurde sein Gesicht rot wie Feuer. Der Knabe erschrak über diese Flammen im Gesichte dergestalt, daß er laut zu weinen anfang und von diesem Augenblicke sich besserte. Er nennt uns alle bei unseren Taufnamen, und seine Stimme klingt so süß, daß man ihren Ton Tage lang im Herzen nachklingen hört. Und um diesen bekannten lieben Schall ginge man ihm durchs Feuer, und gäbe ihm das Herz aus dem Leibe. Er tut gar nicht vornehm, aber sein Rock ist allzeit ganz und rein, wie bei vornehmen Stadtherren. Als er mich einst mit einem Loch am Ellbogen erblickte, so sagte er: ‚O Hans! wenn du wissen willst, wie schön ein Fleck auf dem Loche steht, lerne es von der Spitzmaus, sie hat einen so schönen, glänzenden Balg, und kein Härlein fehlt daran.‘ Das habe ich meiner Lebtag nie vergessen, und mag seitdem die Löcher in den Kleidern nicht leiden. Er liest oft ganze Tage, und wenn nur die Hälfte hangen bleibt, so muß er gelehrt sein wie der

beste Doktor.“ Ich merkte nur teilweise auf diesen Fluß der bäuerlichen Rede, und so erstarb sie allmählich, je näher wir unserem Ziel kamen.

Die einsame Berggemeinde hauste auf einem Abhange des Mittelgebirges in weit auseinander gesäten Hütten am Fuße waldiger Hügel, die mit ihrer Fichtennacht wellenhaft aufsteigen in die schroffen, spitzen Formen der Dolomittfelsen, deren weiße Farbe im Mondschein schaurig niederstrahlte auf den dunkeln Grund der Menschenwohnungen. Rings um die letzteren dehnten sich reinlich gepflegte Felder mit reifen Ähren im Rahmen des hellsten Alpengrüns. Fast in der Mitte derselben strömte ein Brunnen reinsten Wassers, wie ein Altvater verehrt und geliebt, mit Bänken, auf denen sich jeder Wandersmann laben konnte, wo selten flüsterndes Volk fehlte mit Geschäcker, Märchen und Spottliedlein und der ganzen harmlosen Chronik der „Dörfler,“ so frisch und duftig wie die Blümlein, die am abrieselnden Wasser langzeitig den Fahrweg umblühten. Am südlichen Ende des Dorfgebietes schwoll eine grüne Hügelwelle länglich und fast wagrecht hinaus zur eirunden Fläche über der Schlucht des lautrauschenden Grödner-Wildbaches, der aus verwilderten Felsenbergen hervorbrach. Seine Wellen sangen aus der Tiefe wie Gruß und Gegengruß zu fröhlichen Menschen hüben und drüben, stimmten aber auch oft zum trauernden Herzen wie verlorenes Grabgeläute. Von Jenseits blickten Landkirchlein, Türme und Sennhütten von den höchsten Bergen, die zur Nachtzeit, wo der Zwischenraum seine Fernen nicht geltend machen kann, hervorschwimmen wie lebende Wesen und zu fließen scheinen im Strom ewiger Bergluft, von welcher ein Sprichwort sagt: „Die Berge ohne Wind, und die Mütter ohne Kind,

und die Herzen ohne Freud, die wohnen von uns meilenweit!" Auf dieser abgesonderten Fläche stand im Walde von jungen Obst- und Zierbäumen die Wohnung des Dorfkaplans neben der kleinen Kirche. Ich trat durch die offene Tür und das Vorzimmer vor das Bett des Kranken halb ein Uhr nachts. Rings um ihn standen Männer und Frauen des Dorfes mit ihren Kindern, und wurden von Zeit zu Zeit abgelöst, da die kleine Stube nicht alle zugleich aufnehmen konnte. Die halbgekleideten Gestalten, aus mitternächtlichem Schlafe gefahren, mit Zügen der Angst und Neugierde, mit hervorquellenden Tränen und verhaltenen Seufzern, hatten ein ergreifendes Aussehen. „Der Schlaf will uns nicht mehr recht geraten, seitdem unser Kaplan krank ist,“ sagte ein stämmiger Mann mit bloßen Füßen, und wischte sich mit einer alten Pelzmütze die Augen aus.

Eine ältliche Frau, mit tiefen Zügen von Trübsal und Schmerz im verbrannten Gesichte, warf sich leidenschaftlich erregt aus dem Trauerkreise an mich heran, faltete krampfhaft ihre Hände und rief schluchzend: „Machen Sie mir doch den kranken Kaplan wieder gesund! Ich kann ohne ihn nicht leben auf dieser kummervollen Erde! Ach, er hat mit mir redlich gelitten, viele, viele Jahre, und mir stets Trost in die Seele geträufelt, der gute, freundliche Mann, und wenn ich mich in meinem Leid gar nicht halten konnte, traten ihm stets zwei unvergeßliche, schöne Tränen ins Gesicht. Sie stehen mir noch immer vor der Seele in ihrem milden Glanz, aus denen mich süßes Gottvertrauen anstrahlte. Einmal am Karfreitag nahm er mich hastig bei der Hand, führte mich zu seinem Kruzifix, das mit frischem Epheu umrankt war, und betete, sein Auge fest ans Kreuz geheftet:

„Süßer Heiland Jesus Christ,
Gertraud hat dein Leid versüßt,
Hat mit dir den Tod gelitten
Und den Siegeskranz erstritten,
Laß sie für ihr Schmerzesglühn
Ewig dir am Herzen blühn!“

Es drang mir tief in die Seele, ich konnte die Verse nicht mehr vergessen. Ich hatte dabei stets das Gefühl, als wenn alle Engel und Heiligen an meiner Seite knieten und mit mir dieselben beteten. Da schlofen alle meine Schmerzen ein.“ Während dieser aufgeregten Schilderung fiel mir ein kleines Mädchen im eigentlichen Sinn lautweinend an die Füße und streckte mit der rechten Hand ein Bildchen zu mir empor, „den Jesusknaben“ an einem Waldbrünnlein, welchem Johannes der Täufer frische Kresse und Erdbeeren überreichte zum Danke für den lieben Besuch in der Wüste. „Lege ihm doch dieses schöne Bild auf die Brust,“ schluchzte das Kind, „ich habe es von ihm in der Christenlehre zum Geschenk erhalten, es wird ihm gewiß helfen.“ Ich nahm dem schönen Kinde das Bild ab und legte es dem Kranken über der Bettdecke auf die Brust. Nur mit Mühe konnte ich das Mädchen von meinen Füßen auf einen nahen Stuhl bringen, wo es beständig lallte und flüsterte: „Ja, ja! es hilft ihm gewiß!“ Es war ein eigener Anblick, dieses Bild der Unschuld und kindlichen Freude auf der Brust des kranken Dorfkaplans unruhig hin- und herschwanken zu sehen unter den heftigen Pulsschlägen des Fiebers, welches an den Grundfesten des Lebens arbeitete. Über dem Bett hing an der Wand der bekannte Kupferstich, die Grablegung des Heilandes vorstellend, aus der Galerie Borghese zu Rom, nach einem Gemälde von Raphael, rings mit lichten Goldstreifen und Sternen, und seit

Weihnachten her von Tannenzweigen umflattert, an jeder Seite mit einer brennenden Kerze auf bronzenen Leuchtern, die in das Wandgetäfel eingeschraubt waren, mit dem wohlthuendsten Eindrücke von der seligen Hoffnung, welche stärker ist als der Tod. Der Kranke schien sich einen Augenblick besser zu fühlen, und mein ungewöhnliches Erscheinen wirkte auf ihn mit überwältigender Kraft. Wie gelöst aus schweren Banden, raffte er sich auf, mir entgegen, und drückte meine Hand mit inniger Zärtlichkeit. Doch bald sank er wieder zurück in seinen seltsamen Zustand, der als unwillkürliche Fortdauer seines gesunden Lebens gelten konnte, ungeachtet das heftige Fieber die klare Besonnenheit über zunächst liegende Gegenstände fast gänzlich zerstört hatte. Sein krankhaftes Traumleben war die süße, freundliche Gewohnheit seines früheren Lebens und Wirkens: festes Vertrauen auf Christus, reinstes Bewußtsein redlichen Strebens, herrliche, allumfassende Liebe. Er war von jeher ein besonderer Freund von Blumen gewesen. Sein Haus war umstellt mit Gewächsen aller Art. Er begoß sie selbst mit der Zärtlichkeit eines treuen Freundes, und redete mit ihnen wie mit lebendigen Seelen. Was im Leben leise geglüht, loderte jetzt als mächtiger Funke empor, weil nicht gehütet durch menschliche Rücksichten. Die ersten Strahlen des Morgens schlugen zückend an sein Fenster, und lautes Hahnengeschrei grüßte das werdende Licht. „Nun wachen meine Blumen auf,“ flüsterte er leise zu den Umstehenden, „und reiben sich die Äuglein vom Tau des Himmels trocken. O, wie heilig und keusch strahlt ihr Blick zu Gott empor, dem Vater ewiger Liebe! Alle Engel und Heiligen haben Freude an diesem Blumengebete, das verschämt lispelt: Der Dorfkaplan hat uns so liebevoll gepflegt zur Ehre des Allerhöchsten! Wenn ich

sterbe, so gehen alle Blümlein mit mir und winden sich blühend um den toten Kaplan, und es heißt unter dem Volk: O, der gute Herr! Wie hat er die Blumen und Kinder so innig geliebt!“

Nun sah er seinen eigenen Leichenzug, der nach der wohl eine Stunde entlegenen Pfarrkirche zum Begräbnis zog über ein hohes Waldgebirge, das die Gegend weitem überschaute. Als er die höchste Windschneide erreicht hatte, stellten die Träger die Leiche ins blühende Waldgebüsch, und alle Begleiter fielen auf die Knie und beteten zu Gott für den toten Kaplan, während der heiterste Himmel über der betenden Gruppe schimmerte und lauer Südwind die fliegenden Blätter der Maiblüte auf das schwarze Leichentuch schüttelte. Jenseits vom Hügel der Pfarrkirche klangen die Kirchenglocken zum freundlichen Willkomm, und die Geistlichen kamen singend entgegen zum Empfange „der Saat, die Gott gesäet, bis an den Tag der Garben zu reifen.“ Aus dieser, der Örtlichkeit und dem Dorfbrauche genau angepaßten Leichenschau schlug die Phantasie des Kranken über in das Bild seiner eigenen Tauffahrt. Drei Leute im Sonntagsstaate mit strahlenden Augen über ein neues Leben trugen ein Kindlein, drei Stunden alt, über das nämliche Gebirge. Es war eingehüllt in blendendweißes Linnen und mit frischduftigen Rosen rings umflochten, und als die Taufgehülften an die Stelle der Totenrast auf den höchsten Gipfel kamen, legten sie das neugeborene Kindlein in die Waldesfrische, wo so viele tausend Leichen der Gemeinde ausgeruht, und beteten mit lauter Stimme, daß es grüne und gedeihe, und nach frommem Leben heilig sterbe. Der Kranke faltete mitbetend die Hände und sagte: „Gib ihm, o Gott, den Kuß des Friedens, daß es denselben sein Leben lang empfindet und unbefleckt bleibe an Leib und Seele!“

Hierauf kam er wieder ganz zu sich, betrachtete uns alle aufmerksam, und konnte Gott nicht genug danken für die Gesundheit, die er ihm gegeben und treulich gesegnet habe. „Mir ist ganz wohl,“ versicherte er, „meine Brust so leicht, alle Glieder so geschmeidig, und alle meine Sünden hat mir der Herr gnädig verziehen.“ Als er in den Kaplandienst eingetreten, hatte er die kleine Ortskirche ganz vernachlässigt gefunden. Er widmete ihr die liebevollste Sorgfalt, und konnte er sie nicht kostbar ausbessern, machte er sie doch zierlich und rein, da er von Jugend auf allerlei Zierrat zu fertigen verstand. Jetzt dachte er mit Innigkeit an seine liebe Kirche und rief: „O, wie schön ist ein so heiliges Gotteshaus! Es gehört uns allen, alle sind wir darin zu Hause wie Eltern und Geschwister, die rührende Einigung heiliger Seelen in Christus. Und die Reinheit des Hauses mahnt jeden an die Reinigung des Leibes und der Seele, daß kein Haß mehr sei und kein Groll unter den Miterben Jesu Christi.“ Bei diesen Worten brach eine große, volle Träne aus seinem linken Auge und rollte als zwei Perlen über die Wangen. „Ja, Miterben Jesu Christi,“ fuhr er fort, „deshalb ist der Tod so leicht und unser Hinscheiden so süß!“ So lag er eine Viertelstunde in unaussprechlicher Ruhe, die Lippen zitterten leise, das linke Auge war halb offen, und die rechte Hand ruhte auf der Brust. Als er wieder erwachte, ergriff er hastig meine Hand und sagte: „O, wie süß habe ich jetzt geruht! Christus trat an mich heran, einen Blumenstrauß in der Hand, und flüsterte mir ins Ohr: Ich bleibe bei dir, dein Arzt, dein einziges Heil. Traue auf mich als einen Felsen, der selbst im Tode nicht wankt!“

Den einst öden Hügel, worauf Pfarrhaus und Kirche stehen, hatte er mit Akazien, wilden Kastanien und Kirschbäumen bepflanzt, deren üppiges Grün

die kahle Halde ziersam überkleidete. Er nannte sie seine „liebe Baumjugend,“ und beförderte ihr Wachstum mit besonderer Sorgfalt. In der Krankheit traten sie ihm näher wie mitfühlende Wesen, und er erzählte von ihnen die anziehendsten Geschichten. „Denken Sie nur,“ sagte er, „heute kamen alle Bäume zu mir, die ich gepflanzt habe, grün wie die Hoffnung, mit hellen Tropfen Taues auf allen Blättern und sprachen: ‚Gott hat uns geschickt, dich heim-zusuchen. Alle Abend tanzen und singen die Kinder um uns, und wir rauschen mit unsern Zweigen ins Kinderlied und rufen: Der Dorfkaplan soll leben, der uns gepflanzt hat!‘ Dann sage ich ihnen schönen Dank für ihren Besuch und rufe: Gehet heim, schöne Bäume, meine Lust! Grünet und blühet lange, lange Jahre! Wehet Kühlung den Matten, gebet Schatten den Erhitzten, und mit jedem Schwung eurer Zweige im Windeshauch lobsinget meinem Gott, dem besten Freunde aller Menschen! Dann huschen sie lustig davon, daß es Blätter und Blüten regnet!“

Die Hügelwelle, welche das weißschimmernde Kirchlein zur heiligen Magdalena, der einsamen Büberin, trug, sank im reichen Genusse der Mittag-sonne hinunter zum tosenden Talbache, welcher seine grauen Wogen durch ein verwildertes Dickicht von Wald, Steingerölle und Felsvorsprüngen in den Eisack fortrollte, ungefähr in der Mitte des Abhanges mit dem Hofe des Waldbaumanns auf hellgrünen Wiesen geschmückt, rings mit Laubholz-waldung, Quellengeriesel und heimlichen Brutstellen ganz bedeckt, und durch ihre Lage von den rauhen Stürmen des Nordwindes gesichert. Daher lebten auf diesem Bergabhange eine große Menge von Vögeln aller Art, Drosseln, Kernbeißer, Standschnepfen, Wildtauben, Feld- und Steinhühner mit ihrem kunst-vollen Haushalt und ungestörten Nestern seit langen

Jahren. Der Dorfkaplan, diese mit dem Leben der Natur innig vertraute Seele, nannte dieses Revier seinen „herrschaftlichen Park“ und die Vögel „seine guten Hofbauleute.“ Er wußte alle Nester, und studierte mit Emsigkeit die Weisheit und Kunstfertigkeit der gefiederten Waldbewohner. Er brachte süße Leckerbissen, allerlei Gesäme, Brodkrumen und Aniskörner mit, die von den Vögeln fleißig gesucht wurden und die Erscheinung des Wohltäters bald erwünscht machten. Kaum erblickt auf den Vorhügeln, weckte er das schrille Pfeifen des Waldes. Die Vögel kamen zahm an ihn heran und grüßten ihn mit verliebten Locktönen. Er faßte mit unermüdlicher Sorgfalt die Eigentümlichkeiten der Vögel auf und wußte die schönsten Geschichten zu erzählen von ihrer List und Klugheit, von ihrem lauten Denken und Empfinden, von ihren Voreltern und Kindeskindern, daß es eine wahre Lust war, dem süßen Erzählen zuzuhören, wie ein Vogelroman aus dem anderen sich entspann und der Reichtum eines einsiedlerischen Menschengenies auf die lehrreichste Weise ins Reich der Waldsänger sich verlor. Im Winter gab es an gewissen Waldesstellen, an stets offenen Brunnen wohlbekannte heitere Plätze, auf denen er vorsorglich Futter aussäete und die lieblichen Gäste und Nachbarn mit seiner Person ganz vertraut machte. Wenn er zögerte, kamen sie bis an seine Fenster heran und verlangten pickend ihre schuldige Tageskost. Ja, wenn er sie, bisweilen verreisend, vergessen hatte, so mußte die Hausmagd, eine Schwester des Kaplans, den gewöhnlichen Tribut an die Vögel erlegen; so emsig und unermüdlich hatten sie das Pfarrhaus umkreist und umzwitschert. Es war deshalb gar nicht verwundersam, daß der Kranke auch in seinem jetzigen Fieberzustande der Vögel nicht vergaß und die lieblichsten Träume aus seinem „Parke“

entfaltete. Die Vögel hatten von der Krankheit ihres Freundes gehört und waren vor ihm erschienen voll Teilnahme und Mitleid. Er blickte mich seelenvergnügt an und sprach: „Was diese lieben Vögel für ein süßes Geschwätz verführen. ‚Du bist unser viel-lieber, unser bester Freund,‘ lispeln sie unaufhörlich, ‚dein Angesicht leuchtet uns lustig an wie der Strahl der aufgehenden Sonne, deine Stimme klingt uns ins Herz wie der Hauch des Maiwindes, wenn er durch Kirschenblüten schwärmt. Aber einer ist noch lieber und süßer als du, Christus der Herr, wenn er morgens durch unsere stillen Waldgründe wandelt, unsere Nester segnet und alles Leben umatmet mit seiner himmlischen Liebe. Ach! da säuselt jedes Blatt am Baume vor Entzücken, die Quelle singt hell auf wie das Kind im süßen Traum, und alle Blumen bringen die besten Düfte dem heiligen Gast im Walde zum Opfer dar. Da schließen wir einen Kreis um den Heiland und singen unser schönstes Osterlied dem guten Hirten aller Wesen auf Erden. Da spricht wunderlieblich sein Rosenmund: Laßt uns aufwärts ziehen, unser Freund ist erkrankt, der fromme Dorfkaplan, euer Nährvater und Schutzherr. Wir wollen ihm himmlische Musik in die Seele spielen, daß er eine Weile raste und aufatme aus irdischer Brustenge. Er hat mich und euch Vögelein so innig lieb gehabt, der Dorfkaplan soll gesund werden!‘ Ach! das war ein Nicken und Lispeln, ein Hüpfen und Jubeln, das Herz möchte einem zerspringen vor Freude.‘ Bei diesen Worten sah er verklärt wie ein Heiliger, und drückte mir innig die Hand.

Er mußte für die Kinder seiner kleinen Gemeinde Schule halten. Das Lehrzimmer befand sich in seinem eigenen Wohnhaus. Er richtete es zierlich ein mit Bildern und Kupferstichen zur Erläuterung des Unterrichts. Wand und Decke und selbst der Ofen war

bemalt, Bänke und Sitze gebohrt und allerwärts die heiterste Reinlichkeit eingehalten. Man bemerkte ihm, es lohne sich wohl nicht der Mühe, das Schulzimmer so niedlich einzurichten, da von Kindern keine Schonung zu erwarten sei. „Gerade umgekehrt,“ versetzte der erfahrene Kinderfreund, „für Reinheit, Zier und Augenmaß hat das kleinste Kind ein Gefühl, und je anziehender die Außenseite, desto mehr schonen die Kinder den Ort, wo sie alle Tage zusammenkommen. Es ist ein wichtiger Moment des christlichen Unterrichts, durch äußere Schönheit und Ordnung den Sinn der jugendlichen Gemüter anzuregen, und dadurch den sittlichen Schönheitstrieb auszubilden. Sie kommen frisch aus den Händen Gottes, an ihnen ist noch nichts abgenützt und verbraucht, darum ist ihre zarteste Blüte so aufgequollen, ihr Feingefühl so rege, ihr Urteil so fromm für alles, was Lob verdient.“ In seinen letzten Augenblicken stand er in süßem Traume vor seinen Kindern und flüsterte leise: „Wie so wohl mich dieses frische Leben anspricht! Wie es mich durchdringt mit lebendiger Gesundheit! Ich lebe auf in diesem Garten Gottes, unter diesen Menschenpflanzen, die Gott segnen möge in Ewigkeit. Liebste Kinder,“ fuhr er ansteigend weiter, „grüßt mir eure braven Eltern, die so friedlich beisammen wohnen, ein Haus Gottes in der Eintracht aller Hausgenossen. O, werdet der frommen Mutter ähnlich, die für euch so viel geweint und gelitten hat. Arbeitet so eifrig und ehrlich wie euer Vater. Er ist braun geworden in allerlei Not für euch, und sein Angesicht hat tiefe Furchen. Diese bedeuten die Sorge für euch, und die grauen Haare rufen: werdet mit Ehren alt wie euer Vater, wie eure Mutter!“ Bei solchen Anreden wurde er allzeit tief gerührt, er machte im Bett eine Bewegung, als drängten sich die Schulkinder heran zum Abschied,

und streckte die Hand aus zum Kusse. Noch lange harrete er in der Stellung aus, als schaute er ihnen aufmerksam nach und lispelte lächelnd: „Was das für ein frisches Blut ist für alle Tugend und Gottesfurcht!“

Ein Bauer, den er sehr geliebt, kam in der Frühe, ihn heimzusuchen, er war sehr ermattet und konnte aus dem engsten Traumkreise nicht heraus. Aber selbst bei völligem Darniederliegen seiner Kräfte klang sein voriges Leben vernehmbar nach. „O Jos,“ redete er ihn an, „nicht wahr, du bist im Walde gewesen um Holz und Streu. Auch ich war gern im Wald. Im Rauschen aller Waldesbäume hörte ich eine Stimme, die rief: Komm zu mir, Dorfkaplan! weit weg vom Tumulte der Welt. Und ich gehorchte gern und ließ mich nieder auf weiches Moos an der Quelle, die von oben herab kam und vom Himmel erzählte. Alle Vögel spielten um mich herum, und die Rehe fraßen zahm die Maßlieben aus meiner Hand. Und zuletzt kam Gott mit seinen Heiligen, und sie sangen im Chore: Lobet den Herrn, ihr Berge und Wolken, ihr Quellen und Bäume und alles, was im Wald ist! Und es war ein volles Rauschen von tausend und tausend Stimmen, ein übermächtiges Lied, das noch niemand gehört hat. So saß ich selig im Wald, und zum Abschied schüttelten mir die himmlischen Gäste die Hand recht auf deutsche Weise, ja ernstlich deutsch!“

Er hatte mit besonderer Vorliebe die Früchte seiner Studien in Bildern zu fixieren gesucht und dafür viel Geld ausgegeben. So fand man an den Wänden des Hausflurs, in den Zimmern, selbst in entlegenen Winkeln seiner Wohnung überall Bildnisse ausgestellt, oft in sinnreiche Gruppen vereint, jedenfalls zusammenstimmend, um bestimmte Tatsachen

und Zeitereignisse anzudeuten. Hier stachen die Porträte der Fürsten aus hübschen Rahmen, dort die der Päpste und Kardinäle, anderwärts die größten Redner der alten und neuen Zeit, die berühmtesten Dichter aller Nationen, auch Goethe und Schiller. Von dieser historischen Allgemeinheit stieg er zu tirolischen Besonderheiten herab. Beamte, Bischöfe, Prälaten, Gelehrte, geliebte Freunde schmückten das Fremdenzimmer. Das beste Gemach des Hauses, geschmackvoll ausgestattet und mit Münchner Lithographien geziert, hieß „die Galerie.“ Uhren, Kästen, Gesimse trugen sinniges Beiwesen, Stickereien, Tafelien, Schießbeste, werthe Andenken, vielleicht oft zu spielerisch, aber achtbar als Resultat eines selbstbewußten, tätigen Lebens. Er ward deshalb oft mißverstanden und getadelt von Amtsbrüdern, die besser von ihm gelernt hätten. Er ging darüber leise hinweg ohne ein Wort der Verteidigung; nur zu besonders lieben Gästen sagte er bisweilen: „Menschlich zu sein schäme ich mich nie; nur die Sünde ist in jedem Falle verächtlich. Ich sah viel Lust an Dingen, die weit weniger harmlos waren, als diese meine Aufmerksamkeit für Zeit, Welt und Leben, und oft bei Leuten, deren Beruf besseres erfordert hätte.“ In seinen letzten Stunden waren die einzelnen Momente seiner Lebenstätigkeit in diesem Punkte ganz verschwunden, sowie die Acht vor den einzelnen Gegenständen seiner lehrreichen Sammlungen; aber der allgemeine Eindruck wirkte fort. Er befand sich fortwährend im Mittelpunkte seines Wirkens. „O, welcher Schatz ist die Lust zur Arbeit,“ äußerte er öfter, „die Gnaden Gottes regnen uns bei der Arbeit zum Fenster herein, und ein Buch, ein gutes Buch, welche Wonne dem Geist! Die Toten leben auf, und die Lebendigen werden fromme Schüler derselben! So hat es mich im Leben gefreut, und das wenige, was ich im stillen

getan, es kann nicht sterben, denn es ist von meiner Seite mit der innigsten Liebe geschehen.“

Wie er in gesunden Tagen gern und oft gepredigt und seine Rednergabe durch Einfalt und Klarheit überall Beifall gefunden hatte, so geschah es auch in seinen letzten Traumbeständen. Einmal, als er eben die Kirchenglocke läuten hörte, erhob er wie verwundert seine Augen und sprach: „O, welch ein Volk für das Wort Gottes! Wir sind alle ein Geschlecht und der eine Bruder nicht besser als der andere. Tretet heran ans Herz eures Gottes und hängt an ihm als Kinder eines Vaters. Wie könntet ihr zürnen gegeneinander, es ginge ja gegen euer eigenes Fleisch und Gebein, und mit diesem hat jeder Geduld. Wie kann euch einfallen, ein strenges Urteil über euren Nachbar zu fällen! Er schläft ja den nämlichen Schlaf mit euch und träumt den nämlichen Traum. Haltet euch fromm und ruhig als gute Schlafgesellen und streitet euch nicht um die eine Decke, die alle wärmt und erquickt. Schlagt in keine Stau! Wer eine Frühlingsblüte wissentlich tötet, vor dem ist kein Leben, kein Herz und kein Gott sicher. Und wer ein junges Bäumlein mutwillig zerknickt, mit dem schlafe ich nicht unter einem Dache.“ So spann sich in den lebhaftesten Bildern die ganze Sittenlehre an seinem Krankenbett ab. Er achtete dabei wenig auf die Umstehenden, die er in solchen Augenblicken auch nicht recht erkannte. Seine innigste Überzeugung machte sich Luft und die Tat seines Lebens geltend.

Er verstand, wie kein anderer, mit unnachahmlicher Kunst Kindergeschichten zu erzählen, Märchen, Fabeln und Lehrstücke aller Art auf so einschmeichelnde Weise, daß ihm die Knaben und Mädchen auf der Gasse in die Schöße seines Rockes fielen und ihn nur um das Lösegeld einer lustigen

oder traurigen Geschichte freiließen In den Phantasien seiner Krankheit spielten diese wunderlieblichen, oft märchenhaften Bilder und Bruchstücke wie aus Tausend und eine Nacht im buntesten Gemische durch seine Seele, durchtönt vom Beifall aufhorchender Kinder, den er selbst mit allen Muskeln seines gereizten Organismus kundgab. „Eine Geschichte, eine Geschichtel!“ riefen die Kinder. Er lag mit dem kinderseligsten Lächeln auf seinen Kissen und sagte mit weicher Stimme: „O, Geschichten weiß ich viel tausend, und die allerschönsten, die noch kein Mund erzählt und kein Ohr gehört hat; aber heute bin ich müde, laßt mich eine Weile ausrasten!“ Bei diesen Worten machte er eine Bewegung, als wollte er sich den Händen der Kinder entwinden, es gab ein Scherzen und ein Gekicher, das dem kranken Mann einen eigentümlichen, für die Zuschauer oft schmerzlichen Ausdruck gab. Er wand sich hierhin und dorthin, es half alles nichts, die Kinder ließen ihn nicht los. „Nun, so will ich denn erzählen,“ sagte er wie ermüdet vom langen Widerstreben, „vom süßen Bübchen des Waldbaumannes Helferich. Ihr habt es nicht gekannt, ihr jungen Waldlerchen von heut und gestern. Ein allerliebstes Bübchen, sag ich euch, mit krausen Härchen, die wie Steineichenlaub gekräuselt um seine weiße Stirn prangten, mit zwei Äugelein, die wie junge Nacht-eulen aus dem Neste guckten, mit einer spitzen Schlangenzunge, die weithin pfeifen und schrillen konnte, wie die Stimme des Hühnergeiers. Und das süße Bübchen konnte laufen und springen wie ein Reh, und wußte allerlei lustige Liedchen, die es den ganzen Tag summt und die Stimmen der Waldvögel nachahmte. Der Waldbauer hatte das Bübchen, sein einzig Kind, lieber als alles auf Erden, und brachte ihm zur Maizeit die schönsten Frühlkirschen

nach Haus, und von jeder Hochzeit die süßesten Leckerbissen. Den ganzen Tag zog das fröhliche Kind durch die blühenden Feldwiesen, wie ein Schmetterling um alle Blumen und Blüten, hinab an den Bach, der es mit seinen kecken Wellen wundersam umzog. Da plätscherte es mit sorglosem Herzen, machte einen See und eine Wasserleitung, eine Mühle und eine Tränke für die Kälbchen des Stalles. Es war ein Leben voll Lust und Vergnügen. Erst spät abends kam es, ganz durchnäßt, von seiner Arbeit nach Hause. ‚Gib acht,‘ sagte die Mutter, ‚du fällst mir gewiß einmal in den Wildbach,‘ und küßte das rosenwangige Kind. ‚Lieb Mütterchen!‘ lispelte es, ‚fall ich in den Wildbach, dann bin ich ein Fischlein, und schwimme Tal auf und ab, und kühle mich in den rauschenden Wellen, und wird es mir zu kalt, so hüpf ich ans Ufer und wärme mich in den Falten deines Rockes.‘ So war das Bübchen leichtsinnig und froh wie der Vogel am Baume, wie das Fischlein im kühligem Grunde. Des anderen Morgens eilte es wieder zum Bach und fing sein Spielen und Hasten von neuem an, uneingedenk der Warnungen seiner Mutter. Es warf besonders gern die bunten Kiesel so kunstreich von einem Ufer des Baches zum andern, daß sie auf den Wellen tanzten und flogen wie Wasservögel, und jenseits in die Himbeerstauden hineinschlüpfen. Dabei verlor es einmal das Gleichgewicht, fiel in den Waldstrom und ertrank, ach! das allerliebste süße Kind! Eine Magd in der Nähe, welche Futter für das Vieh sammelte, zog es heraus und legte es in die Blumen des Feldes. Ach! wie haben die Eltern um das Bübchen geweint, Kinder! ich kann es euch gar nicht aussprechen. Die Tränen der Mutter wollten den ganzen Tag nie trocken werden, sie hatte das Kind gar zu lieb gehabt. Und kein Schreiner war im Dorfe zu finden, der einen Sarg für das Knäblein

gemacht hätte. Er war auf einer Hochzeit zu Innsbruck und kam erst in einer Woche zurück. Der Vater mußte selbst aus vier Tannenbrettern einen Sarg zusammenfügen, und so oft er mit der Axt daran hämmerte, war es ihm, als hämmerte er auf sein eigenes Herz. Oft hat er weinend zum Himmel geschaut und gebetet, diese Arbeit war gar zu schwer für ein Vaterherz. In diesen Sarg ward das süße Bübchen hineingelegt, mit gefalteten Händen, weiß und rein wie Wachs, ausgestreckt und starr an allen Gliedmaßen. Um das Haupt schlang sich ein Kranz von Peterglöcklein, den die Mutter geflochten vom Bergrain, und ihre heißen Tränen hingen daran wie schimmernde Tautropfen. So wurde das Knäblein zugedeckt nach tausend Küssen und Seufzern vom Vater und von der Mutter. Es war niemand da zum Grabgeleite. Alles Volk war um Mariä-Himmelfahrt auf den Alpen zum Heumahd. Der Vater mußte es selbst auf den Rücken nehmen und trug es den steilen Berg hinauf ins Grab an der Pfarrkirche. Kinder! Kinder! ich sag euch, es war ein herzzerreißender Gang, der viel tausend bittere Tränen gekostet hat. Der Vater weinte so viel, daß die Tränen alle wurden, er vertrocknete ganz, es war entsetzlich, so bleich, so schwach sah er aus. Und der Sarg mit dem Knäblein war so schwer wie hunderttausend Zentner. Als er ankam im Friedhofe, sank er wie tot auf die Erde mit dem schweren Sarg. Ein guter Freund der ihn kannte, legte das süße Kind ins Grab und segnete es und betete es in die ewige Ruhe, und führte den Vater ins Haus, den armen, armen Vater!“ Nach dieser Erzählung sank er ermattet ins Kissen und lag eine halbe Stunde unbeweglich, nur leise atmend.

Die Tonkunst war ihm schon in frühester Jugend lieb geworden, besonders der Gesang. Mit allen

Musikliebhabern, Organisten und Sängern der Nachbarschaft stand er auf vertrautem Fuße und half ihnen treulich bei jeder Aufführung kirchlicher Musikstücke. Auch in seiner Gemeinde beförderte er das Singen iehrreicher und lustiger Lieder, vorzüglich unter den Kindern, die er in der Kirche zum Gottesdienste brauchen konnte. So kam es, daß er auch während seiner Krankheit von unaufhörlichen Musikfesten umrauscht war. „O, heute war es so lieblich in der Kirche,“ wiederholte er öfters, „die Kinder sangen ein neues, schönes Lied vom Mai, wie er kommt und die Reben weinen macht und tausend Kleine ins Sonnenlicht emporweckt. Und die ganze Gemeinde stimmte ein, und es ging ein mächtiges Klingen von einem Berg zum andern, und alle Wälder zitterten vor Lust, und selbst auf den höchsten Alpen spürte man die Kraft der Töne, welche durch die blühenden Täler schollen. Ich fühle mich durch dieses Lied wahrhaft erleichtert, meine Seele emporgerichtet zu Gott, von dem alle Lieder ausgehen und zu dem sie wieder jubelnd zurückkehren.“ Er legte sich mit verklärten Zügen zurück aufs Kissen und ruhte lächelnd wie ein Kind im Traume. Die Lippen zuckten leise, die Stirn verlor alle Runzeln, ein flüchtiges Rot zog wie Abendsonnenschein über sein Angesicht. Und als er wieder erwachte, schlug es zwölf Uhr mittags; er fühlte sich gestärkter, betete mit erhobenen Augen und lispelte: „Friede und Freude und Segen im heiligen Geist!“

Alles, was auf seinen Gewissenszustand Bezug hatte, nahm er mit Freuden auf, und seine Reue wurde zur herrschenden Seelenstimmung, die sich unablässig mit Jesus, dem Quell der Versöhnung, beschäftigte. Vom Tode war keine leise Ahnung möglich bei diesem regen Gemütsleben, kein Schmerz fühlbar, er konnte seinen glücklichen Zustand nicht

genug preisen. Immer enger zogen sich die Kreise seiner Wahrnehmung, selbst die Rede, sonst so überfließend, strömte sparsamer. Nur bisweilen brach er mit der alten Kraft durch das lose Gespinnst flüchtig vorüberwallender Gedanken.

Wie lange der Tag und die Nacht ist, fühlt ein Dorfkaplan mehr als man im ruhelosen Wirbel der Städte glauben mag. Um sich auf angemessene Weise zu beschäftigen, besonders in den langen Winterabenden, begab er sich auf das eifrige Lesen von Zeitblättern, die ihm ein lieber Freund alle Samstag aus der nächsten Stadt sandte. Die Zeitläufte und Weltbegebenheiten fanden an ihm den aufmerksamsten Beobachter, und er bemerkte oft scherzend, daß man ein Dorfkaplan werden müsse, um die Zeitungen mit gehöriger Umschau zu lesen, da sie die Stelle der Konversation ersetzen müßten. Und was ihn darin am meisten anzog, war das Schicksal der katholischen Kirche, das er mit emsiger Gewandtheit nach allen Seiten hin verfolgte. Als Deutscher seufzte er oft schmerzlich über den Verfall des Glaubens und der Andacht in deutschen Landen, und schon nahe dem Grabe, konnte er deshalb eine ängstliche Sorge nicht bergen. Aus der Fieberhitze hob er gegen Abend sein Haupt und sagte treuherzig zu mir: „Also draußen geht es herzlich schlecht! In Deutschland mein ich. Mit der Bibel springen sie um, wie mit einem alten löcherigen Pergamente; deswegen heißen sie auch richtig Nichtbibelchristen. Sie suchen den Meister in ihrer Mitte aus sündigem Fleisch und Blut. Und ihre unverschämten Reden in Zeitblättern! Es fehlt an der Nation, die solche Schmach duldet. Und alles gerät so geistreich, daß man vor lauter Pfeffer Kopfweh bekommt. So liegt das Land wie die Wiese des Schneiders Franz voll Maulwurfshügel statt der

Blüten. Und ihr Kleid hat so viel Löcher, daß die Katze die Maus und die Maus die Katze nicht findet. Und darüber heften sie einen klafferlangen Aufsatz mit dem Titel, die deutsche Einheit, soll heißen: Abneigung gegen alle Kräfte der Einigung.“

Eine andere Unterhaltung, die er „Luxus“ zu nennen pflegte, war seine rege Wanderlust, selten in weite Fernen, sondern ringsumher in die Nachbarschaft zu Amtsgenossen, Freunden und Bekannten, denen er für ihre gute Aufnahme ein kindlich dankbares Herz im Busen trug. „Wenn ich mehrere Tage einsam mit mir allein gewesen,“ sagte er oft, „so regt sich in meiner Seele ein unwiderstehlicher Trieb zur Ansprache mit meinesgleichen. Mich trägt auf solchen Ausflügen jedesmal helle Freude durch die blühende Welt, welche höheren Reiz annimmt, weil in mir die Gewißheit lebt, daß ich heute ins liebe, menschliche Angesicht guter Freunde sehen und ihre Hand mit inniger Liebe ergreifen kann. Tausend unvergeßliche Stunden danke ich den Büchern, aber was eigentlich den Menschen bildet, ist doch nur der Mensch selbst, der lebendige, liebeglühende, mit dem Siegel des heiligen Geistes auf Stirn und Lippen.“ Auf diesen Wanderungen durch Feld und Wald, durch Berg und Tal wurde er mit den Landleuten und ihren Verhältnissen aufs genaueste bekannt, ging mit Liebe in ihre innersten Bedürfnisse ein und gewann durch freundliche Herablassung ihr Herz zur aufrichtigsten Mitteilung ihrer Gedanken und Wünsche. Er war dadurch die lebendige Chronik der ganzen Umgegend und der Vertraute aller Herzen. Mit jedem Begegnenden hielt er ein Ständchen, in jedes Fenster am Wege warf er einen fröhlichen Gruß, an jedem Brunnen setzte er sich nieder zu rasten und koste traulich mit den Wasserschöpfenden. Allen wußte er eine gute Lehre, einen

nützlichen Rat, eine eindringliche Ermahnung zu geben. Es kam so weit, daß er auf dem Wege die wichtigsten Gewissensangelegenheiten der Bergbewohner fertig brachte. Er legte ihnen je nach dem Bedürfnis ihr regelloses Leben, ihr böses Beispiel, ihre anstößigen Reden so nachdrücklich ans Herz, daß sie unter häufigen Tränen seine Hand drückten und Besserung versprachen. Niemand blieb davon verschont. Ärzte, Doktoren der Rechte, Landgerichtsbeamten, Ortsvorstände ließen sich seine Ermahnungen zur Buße gefallen. Er suchte sie öfter auf, um ihren Fortschritt zu prüfen, ihre Schwäche zu ermutigen und den Eifer des Besserwerdens zu loben. So war er ein wanderndes Gewissen geworden, eine Art Beichtspiegel wie durch allgemeines Einverständnis. Selten wurde ihm diese Andringlichkeit zum Guten übel genommen, und wo es der Fall war, ging er so lange, so aufmerksam und liebevoll um den Gekränkten, daß er ihn zahm schmeichelte. „Man kann sich vor diesem Dorfkaplan nicht erwehren,“ sagte mir einst ein Ortsvorstand; „mag ich lächeln oder grollen, durch Regen oder Sonnenschein dringt sein verständiges Gesicht so grundehrlich durch, daß man sich ergeben muß.“ In seinen letzten Phantasien hatte er noch viel mit solchen „Patienten“ zu tun. Er zog im Geiste durch die Gegend, leise flüsternd ums einsame Gemüt des Sünders. „Manches Herz ist so zart,“ sagte er, „man darf es bloß am Ärmel der rechten Hand zupfen, da geht es in sich. Für andere Herzen braucht man den starken Duft der Alpenkräuter, um sie allmählich aufleben zu machen zur Gottesfurcht; selten wird ein Sack mit Steinen notwendig. Aber da muß man vorsichtig werfen, einen nach dem andern, nie auf den Mann, sondern nur auf seinen Schatten. Und zwischen Wurf und Wurfe bete ich jedesmal zwei Vaterunser, das hilft gewiß.“

Besonders zog eine Seele seine sterbende Vorstellungskraft an, er nannte dieses unbekannte Wesen „das Dokterle,“ und lispelte ihm beständig leise Worte ins Ohr, wozu er sich etwas emporhob, wie angeschmiegt zum vertrauten Gespräche. „Liebes Dokterle, gutes Herz! mache dein ‚Mäulchen‘ nicht weiter als es ist, und die Zunge nicht spitzer, als sie Gott erschaffen hat. Einmal steht alles still, das Rad und die Mühle, das Wort und die Tat. Da liegt der Mensch lang gedehnt auf Hobelspänen, da sieht es gar ernstlich aus!“

Das war seine letzte, zusammenhängende Rede. Die Kraft hatte sich allmählich ganz erschöpft. Er lag die folgende Nacht still und ruhig bis zwölf Uhr. Mit der Nachtwende war er etwas reger, öftere leise Seufzer zu Christus und Maria ließen sich vernehmen. Die ganze Tätigkeit hatte sich in herzinnige Andacht zusammengezogen, die nur bisweilen durch Erinnerungen aus dem vorigen Leben durchblitzt wurde. Gegen drei Uhr morgens sagte er: „Nun wird mir leicht, ganz leicht, es wird gesund, was krank war an Leib und Seele.“ Viele Glieder seiner Kirchengemeinde knieten weinend um sein Bett. Als seine Schwester hereintrat, heftete er auf sie einen bedeutenden Blick, und sagte: „Gib ihnen zu trinken das Wasser, welches in das ewige Leben springt.“ Hierauf tat es einen Knall, als wäre eine große Saite gesprungen, seine Glieder dehnten sich wie aus den Fugen gelöst. „Jesus, mein Gott! meine einzige Hoffnung!“ lallte er mit brechender Stimme, und nach wenigen Minuten lag er da in freundlichem Tode wie ein Kind, das schlummernd selig ist. —

So endete dieses edle Priesterherz in den tirolischen Bergen. Ich dachte während jener Stunden oft ans Wort des deutschen Dichters: „Leben, süße, freundliche Gewohnheit des Daseins und Wirkens,

von dir soll ich scheiden?“ Sie klangen so wahr aus dem Munde des sinnlichen Mannes, dem sie der Dichter in den Mund legt. Beim Dorfkaplan stellte sich das gerade Gegenteil hervor. Die Gewohnheit seines frommen Daseins und Wirkens wurde in ihm desto lebendiger und geistig verklärter, je schwächer sein Leib wurde. Alle Gegenwärtigen fühlten es tief, daß sie mit seinem Geiste fortlebe und der schönsten Vollendung im Himmel entgegengehe, so daß man mit Wahrheit sagen konnte, daß seine Taten ihm nachfolgten. Jeder begriff in diesem herrlichen Todesbilde die Wichtigkeit der Vorarbeiten und Lebensgewohnheiten auf der Erde für die glückliche Überlebendigkeit in den Himmel. Zugleich war ich auf das innigste erbaut durch dieses Mark und Korn echter Lebensbildung in der tirolischen Priesterschaft. In neuerer Zeit haben geistreiche Leute über diese Volksmänner im besten Sinne vielleicht mehr aus Unkenntnis als aus bösem Willen gespottet und gewitzelt. Schein und Firnis ist bei denselben freilich wenig anzutreffen; wer sie aber kennt, muß sie achten, diese ganze, volle Wahrheit eines harmonischen Lebens bis zum Tode für das Volk. Fragt man die Buchhändler in Tirol, wer die fleißigsten Bücherkäufer seien, so gestehen sie unverhohlen: „Unsere Geistlichen!“ Die Einsamkeit der Berge führt durch tägliche Nötigung fast unwillkürlich zum Lesen und Studieren, und der Eindruck ist desto tiefer und reiner, je weniger der Drang des äußerlichen Verkehrs störend ins Haus fällt. Daher findet man einen kaum geahnten Fond von praktischer Lebensweisheit und Durchbildung bei diesen einsamen Priestern der Gebirge. Polyhistorie deutscher Journalisten und Doktoren muß man von ihnen nicht fordern, sie könnte in der Regel nur sehr störend in ihr Berufsleben eingreifen. Die Perle mannhafter Gesinnung und

kernhafter Frömmigkeit leistet Ersatz für tausend Papierblüten gelehrter Hoffart. So habe ich die Erfahrung machen müssen, daß die abgelegenen Dörfer des Gebirges weit gründlichere Priesterbildung aufzuweisen haben, als das Flachland mit seinen berühmten Universitäten, wo der Student alles lernt, nur das nicht, was ihn zum wahren Priester und Manne des Volkes macht.



Koch in Rom 1829.

Aus dem Lechtal in Tirol gebürtig.
(1847)

Ich zweifle nicht, daß nachfolgende Bemerkungen über Maler Koch willkommen sein werden, treu die Eindrücke wiedergebend, die der berühmte Mann auf mich während meiner Anwesenheit in Rom gemacht hat. Sie liefern vielleicht nicht unliebe Ergänzungen, um den Charakter des vortrefflichen Meisters vollständig auszumalen und auf einige noch nicht beachtete Eigenheiten desselben aufmerksam zu machen.

Kaum hatte ich mich nach meiner Ankunft dasselbst in einem Privathaus eingerichtet, suchte ich Andersag, einen jungen Maler von Ulten in Tirol, auf, der mir bisher nur dem Namen nach bekannt war. Er wohnte wahrhaft künstlerisch in den höchsten Turmräumen des palazzo di Venezia (österreichisches Gesandtschafts-Hôtel) mit der schönsten Aussicht nach allen Seiten auf die ungeheueren Massen der berühmten Weltstadt, mit allen kühlenden Lüften von Nord und Süd in der Hitze des Sommers, ganz isoliert von allen menschlichen Berührungen. Er nahm mich, den Unbekannten, mit aller tirolischer Herzlichkeit auf, und bald waren die Fäden zutraulichen, lehrreichen Zusammenseins angeknüpft. Nachdem wir an demselbigen Nachmittage noch die Villa und Galeria Borghese besucht hatten, führte er mich gegen sechs Uhr abends zu Koch. Dieser saß in einer Vorhalle seines Quartiers an der Staffelei, die Palette in

der Hand, malend an der großen Landschaft „Macbeth,“ die er später öfter wiederholt hat. Er war ganz leicht gekleidet, nach den Bedürfnissen der heißen Jahreszeit, ein rotes Käppchen auf dem Kopfe, wunderbarlich zusammengekauert in den vollen, fetten Formen seines gedrungenen Körperbaues. Als mich Andersag vorgestellt hatte, erwiderte er nichts anderes als: „Ja so!“ ohne aufzusehen, fortmalend in tiefer Stille. Andersag entfernte sich, dringender Geschäfte wegen, ich stand allein vor dem stillen Unbekannten, nicht ohne Mißgefühl meiner scheinbar bedenklichen Lage. Nach ungefähr elf Minuten banger Lautlosigkeit fragte Koch, ohne mich anzusehen: „Sind Sie in Ötztal bei den Eisbergen gewesen?“ Ich antwortete: Ja! und beschrieb ihm dieselben mit aller Lebhaftigkeit, die eine so weite Reise im Gemüte des Wanderers anzuregen imstande ist. Als ich feuriger wurde, legte er auf einmal Pinsel und Palette aus der Hand, blickte das erste Mal wie ein längst bekannter Freund zu mir empor und horchte mit der innigsten Teilnahme meiner Rede von den Eisbergen des Ötztales. „Haben Sie Dante gelesen?“ fragte er weiter. Auf mein Bejahen schmunzelte er ein wenig und sagte: „Ist Ihnen vielleicht die Aufschrift des Höllentores gegenwärtig?“

„Per me si va alla città dolente,
Per me si va nell' eterno dolore;
Per me si va tra la perduta gente!“

fiel ich schnell ein. Koch's Angesicht heiterte sich sichtbar auf, es war eine Feder gesprungen, die alle Saiten seiner kunstliebenden Seele berührte. „Was gefiel Ihnen am besten in Assisi?“ fing er von neuem an. „Die Gemälde von Giotto und Cimabue,“ war meine Antwort. Bei diesen Worten stand er freudig auf, und unsere Bekanntschaft war gemacht,

in einer Innigkeit und Herzlichkeit, wie ich sie vor wenigen Augenblicken in meiner bedenklichen Stellung nicht geahnt hatte. Ich sah ihn hierauf alle Tage, und begleitete ihn auf seinen Spaziergängen, willfährig seinen Lehren, höchst erbaut durch die Biederkeit seines Charakters, wesentlich gefördert im Genusse der Merkwürdigkeiten Roms durch seine kunstverständigen Winke. Er war ein Sechziger, in seinem Äußern ganz das, was Leute mit feinen Nasen in oberflächlicher Weltansicht ungenießbar nennen, mittlerer Größe, ins Belebte übergehend, eigentümlich in Gesicht und Auge, aber ohne vorschnelle Anzeige des inwohnenden genialen Geistes, der im lebhaften Freundesgespräche voll der hellsten originellen Funken emporschlug. Seine Manieren hatten viel von der kecken Ironie seines Künstler-talents, das oft in ätzender Schärfe dem Lächerlichen, Halbherzigen, Windigen und Falschen zu Leibe ging. Konventionelle Formen waren aus seinem Leben wie aus seiner Sprache gewichen, er gab sich ohne Beisatz der Schminke, als edlen Kern in rauher Schale. Damit stimmte seine Kleidung auf das Ebenmäßigste überein, oft kaum ziemlich in Güte und Zuschnitt für seinen Rang unter den Künstlern Roms. Seine Sprache hatte eine eigene Naselei, voll Nachklangs des rheinländischen Dialekts, oft durch grelle Hochtöne abgestoßen. In der Wahl der Worte war es ihm um Nachdruck, Emphase, oft auch um Karrikatur zu tun, so daß sein Tadel wie Fluch lautete, sein Ernst wie Spaß, sein Tiefsinn wie die Weisheit auf der Gasse, so scharf markiert, wie die Umrisse seiner Bilder, wie die charakteristische Härte und Strenge seines Stils. Er sprach das Deutsche und Italienische mehr eigentümlich als gut, in aller Auswahl des Treffenden, Beißenden, Stechenden, so daß seine Rede auch im natürlichen Gange einem

Lauffeuer glich von Geist, Witz und origineller Weltanschauung, stets vom nachhelfenden Geberdenspiel, ich möchte sagen von allen Fibern seines Organismus verstärkt, und losgeknallt im sichtbaren Wohlgefühl der glücklichen Wirkung. Durch die Derbheit dieser Art zu sein, erhielt seine unverwüstliche Ehrlichkeit, seine unbestechliche Wahrhaftigkeit und seine tiefe Kunstkenntnis eine scharfe, einschneidende Kraft in die innerste Seele eines jeden Menschen, furchtbar der windigen Eitelkeit und Selbstgenügsamkeit, aber überaus erregend und reinigend für jeden, dem es um Wahrheit und Bildung zu tun war. Aus dieser Quelle flossen auch zwei Erscheinungen, die uns in Rom mehr als einmal begegneten: vornehmige Ignorierung seiner Kunstbedeutung von solchen, die nicht Mut und Kraft genug hatten, in seiner Feuertaufe den alten Menschen abzutun, und begeisterte Anhänglichkeit wahrhaft lernbegieriger Kunstjünger und kunstliebender Freunde. Zwischen Beiden stand er unbeweglich fest, durch die Mißachtung der einen nicht gekränkt, durch Zuneigung der anderen nicht verwöhnt, mit stets unverkümmerter Kraft, die Geister zu läutern und zu sichten, das Probehaltige anzuziehen, das Faule und Wurmstichige abzustößen, rastlos tätig im Interesse der Wahrheit und der echten deutschen Kunst. Seine Urteile, wie Gottesgerichte lautend, hatten sowohl für den Gelobten als den Getadelten eine unermeßliche Bedeutung, weil ihnen oft die Zukunft das Siegel der Erfüllung aufdrückte. Daraus floß für den Propheten Haß und Liebe, so scharf und innig, wie die Prophezeiung ins Leben eingeschnitten. Er wohnte auf der nordöstlichen Seite der Stadt, an der Ausmündung der Strada pia, vor alters Via Appia genannt, in einem Hause mit dem noch lebenden Kardinal Frasoni, mit dem er in den freundschaftlichsten

Verhältnissen stand. Von diesem Standpunkt aus löckte die bequemste Gelegenheit auf die besuchtesten Spaziergänge Roms.

Koch stand im Sommer immer zwischen vier und fünf Uhr auf und eilte in südöstlicher Richtung in das Freie, um die regen Lüfte des anhauchenden Mittelmeeres zu genießen, fast immer an der Kirche Santa Maria Maggiore vorüber. Für dieselbe hatte er eine besondere Vorliebe, rastete in ihren Säulengängen aus und hörte Messe. „Wenn ich mir einen glücklichen Verein von Größe und Anmut denken will,“ sagte er einst im Vorübergehen, „so stelle ich mir die weißen Marmorsäulen dieser Kirche, von jonischer Grazie verklärt, lebhaft vor die Seele.“ Von dort umwandelte er das ehrwürdige Coliseo und kehrte über das Kapitol in die Stadt zurück. Er besuchte hierauf das Studio dieses oder jenes Meisters, um die fertigen Arbeiten zu betrachten, wo seine Neidlosigkeit und lehrreiche Kunstansicht stets von allen Verständigen die ehrenvollste Anerkennung fand. Gegen halb sieben Uhr kam er nach Haus und malte ununterbrochen bis zum Mittagessen, welches in seinem Haus in der Regel um zwei Uhr angesetzt war. Nach kurzer Mittagsruhe setzte er seine Arbeit an der Staffelei rastlos fort bis zur einbrechenden Dämmerung, wo die Wanderung ins Freie auf ein neues anging, gewöhnlich in Begleitung eines guten Freundes, den er in diesen Abendstunden am liebsten um sich sah.

Es gehörte zu seinen Lebensfreuden, in eine Bude am Wege, oder in eine Gartenlaube zu treten und ein Glas Orvieto oder Montefiascone zu nippen, in der größten Behaglichkeit, geistreich auftauend in die glänzenden Stunden genialer Weihe, mit den unversiegbaren Ergießungen seiner interessanten Jugenderinnerung. „Straßburg,“ sagte er einmal bei

einer solchen Gelegenheit, „ist mir der denkwürdigste Ort meines ganzen Lebens. Ich kam in die Stadt mit dem unbändigsten Gefühle jugendlicher Freiheit, trunken von den Ideen der verkündigten Emanzipation der Völker. Ich wurde schnell mit den Führern dieser Freiheitsansichten bekannt, namentlich mit Eulogius Schneider, und kann nicht leugnen, daß ich anfangs ganz in dieselben einging und denselben gemäß handelte und sprach. Aber die Greuel dieser Freiheit traten mir bald so widerlich vors Auge, daß ich Straßburg gerade zur rechten Zeit noch verließ, um nicht mit meinem Leben zu büßen, wie die meisten meiner damaligen Freunde. Was später erfolgte, drang mir so schaudererregend in die Seele, daß mir für immer die Lust verging an der französischen Freiheit und Gleichheit. Ich kann jetzt in meinem Alter nur mit Schmerz zurückblicken auf die entfesselte Welt- und Lebenslust, die jeden Teilnehmer dieser Orgien besudelte.“ Ein anderes Mal bedauerte er lebhaft, daß er mit den tirolischen Verhältnissen fast unbekannt sei. „Es läßt sich über das Land seiner Geburt mit Studien nicht genügend nachhelfen,“ rief er aus, „nur natürliche Anschauung gibt dem Kunstgefühle warmes, inniges Leben, den Keim jeder idealen Schöpfung. Ich habe in Tirol nur zwei Freunde, die ich so nennen kann, Joseph von Giovanelli und Raffener.“ Er war erstaunt zu hören, daß letzterer, einst Student der Arzneikunde in Rom, später aus einem Arzt in Graubünden ein tirolischer Priester geworden. Es läßt sich kaum beschreiben, wie treuherzig und genau er sich um die Verhältnisse seiner Freunde kümmerte. Seine Treue, nach langen Jahren die nämliche, hatte für mich ungemein viel Rührendes, und gab wohl auch das beste Zeugnis von der Reinheit und Lauterkeit seiner Seele. Auf der Rückkehr vom Abendausfluge kehrte er öfter in

der Apotheke alle quattro Fontane ein, in jenem vielbesuchten Stadtteile, wo die emporstäubenden Wasserströme so liebliche Kühlung wehen. Hier war alles mit ihm vertraut, Herr und Knecht, Priester und Laie. „Sogar mein Leibarzt wohnt hier im zweiten Stockwerke,“ sagte er einmal scherzhaft. Es war, glaube ich, Doktor Polelli. Nur ein Augenzeuge kann sich einen Begriff machen von den Schwänken und Witzen, die er hier mit der fröhlichsten Laune auskramte. Alle Nachbarn scharten sich um ihn, er hockte mitten unter ihnen, sitzend auf der Hausbank, dem Brunnen gegenüber, und krächte so ergötzlich, daß lautschallendes Gelächter der Umstehenden die ganze Umgegend aufregte und erlustigte. Sogar die kleinsten Knaben hatten mit ihm die größte Freude und setzten sich mitunter wohl auch auf die gekreuzten Knie des Professors. Er wohnte dem Krankenverhöre bei, das hier abends stattfand, wo Polelli mit großer Uneigennützigkeit den armen Leuten Rat erteilte. Und als Koch eines Abends hören mußte, daß sich viele durch Wassertrinken in heißer Sommerhitze die Kolik zugezogen hatten, wurde er zornig und stimmte im wunderlichsten Krähtone von der Welt das Lied an: *L'aqua rompe i ponti*. Alle Buben fielen wacker ein, weithin scholl es durch die Gassen: *L'aqua rompe i ponti, il vino ci deve risanar*. Lauter Beifall aus allen Fenstern belohnte die Sänger.

War einmal der Mutterwitz lebendig, so ging es auch im Weitergehen durch die nächsten stets hell beleuchteten Gassen nicht viel besser. Aus jeder Krämer- und Kaufmannsbude grüßte ihn ein lächelndes Gesicht, jedem wußte er ein Kraftwort, eine lustige Anmerkung in der eigentümlichen römischen Volkssprechweise zum besten zu geben, wo der Nichtitaliener sehr oft zum Verständnisse zu spät kam. In diesem Sinne war er vielleicht der populärste

Künstler Roms, und ich zweifle, ob einmal darauf aufmerksam gemacht worden ist. Nach dem Abendspaziergange besuchte er gewöhnlich auf längere Zeit einen jener Klubs, die in Rom das Leben so angenehm machen, abgesonderte Zusammenkünfte nämlich von Künstlern, Gelehrten und kunstliebenden Freunden, wo er stets wie ein geliebter Altvater aufgenommen und willkommen war. Sein Geist, des Tages in angestrenzter Arbeit auf einen einzigen Gegenstand, die Mühe der technischen Ausführung, hingewiesen, erging sich hier, gelöst vom Zwange, mit allem Feuer genialer Kunstliebe, mit der tiefen Fülle seiner Kunststudien in die weitausgebreiteten Gebiete der ewigen Schönheit. Geographie, Geschichte, Sitten und Denkweise aller Völker lagen in künstlerischer Verarbeitung vor seiner schaffenden Seele. Der Himalaja im ewigweißen Schneekranz, die Andenkette mit dem Krächzen des einsamen Kondors, die Alpen der Schweiz mit der donnernden Lawine, alles das tausendgestaltige Leben um Wurzel und Fläche dieser Weltgebirge, vom Schläfe der Pflanze bis in den Strahl des Menschenauges, in aller Eigentümlichkeit von Sitte, Farbe und Tracht, von Laut, Ruf und Sprache, zerflossen rings im Kreis um ihn in die großartigste Weltlandschaft, deren Erhabenheit und Pracht nur der vertrauteste Jünger der Kunst ganz zu fassen vermochte. Koch war in solchen Augenblicken wie geistesabwesend für die wirkliche Welt, es war ein Kosen und Vertrautsein mit dem Entferntesten, ein hoch interessantes Kunstnachtwandeln des entfesselten Schöpfergeistes. Aus einer so seligen Trunkenheit erwachend, rief er einst mit Nachdruck aus: „Was soll auch all dies Stückwerk in der Kunst, dieses mechanische Abpinseln von Hand und Fuß, Baum und Schlange, dieses schuftige Zeichnen nach der Natur, um daraus eine schlechtverbundene

Mosaik zusammen zu flicken? Davon haben wir unser mißbratenes Zwergobst, ohne Saft und Würze, ohne inneren Lebenskern. Es soll der Anfang vom Liede sein und nicht das Ende. Die schaffende Seele nehme die Einzelheit, das kleinste Detail in sich auf, und gestalte aus sich selber das All, wie aus einem Gusse, unter dem Wetterleuchten der idealisierenden Phantasie! Diesen Weg sind Cimabue, Giotto, Perugino, Buonarrotti und Raphael gegangen, diesen Weg Dante und sein Hanswurst Ariosto, es war das Widerspiegeln der innern Welt, die geniale Subjektivierung des Objektes, hier in Worten, dort in Farben, nach den ewigen Gesetzen der Schönheit über aller Schönheit, die Inspiration der Kunst.“ Er erzählte in solchen Augenblicken von Landschaften, die er nie gesehen, von Reisen, die er nur im Geist auf den Flügeln seiner Phantasie gemacht, von Abenteuern, die er in seinen Kunstträumen bestanden hatte, mit einer so innigen Wärme und Andacht, wie nur ein poetischer Geist derselben fähig ist, mit einer Naturwahrheit und Treue, die selbst den mit den geschilderten Gegenständen Vertrauten höchlich überraschten, mit einer wahrhaften Virtuosität, die Hauptmomente der Wahrnehmung zu einem kühnen Bilde zu sammeln. Als ich ihm einst meine Verwunderung hierüber bezeugte, sagte er lächelnd: „Lieber Freund! Wer die Welt, das Leben und die Natur nicht durch lange Studien und Erfahrungen in sich verarbeitet, und das Verarbeitete sich ganz pflichtig gemacht hat, der wird vielleicht ein Hackert, aber kein Landschaftsmaler. So oft ich eine Landschaft von Claude Lorrain, oder auch nur von Salvator Rosa oder Poussin anschau, steigt mir eine glühende Schamröte ins Gesicht über die deutschen Schlafmützen, die Hackert begeistert hat. Domenedio, che bestie!“ Hierauf kam er dann zu reden von der älteren florentinischen

Schule, von ihrem Ernst und ihrer Andacht, von ihrer trotzigem Unlust, dem Schlechten zu fröhnen, und um den Beifall der Schlechten zu buhlen. Daher seien ihm, fuhr er heftig weiter, die Bilder des Giotto und Cimabue im sacro convento zu Assisi lieber als eine ganze Galerie französischer Bilder, Dante lehrreicher als fünfzig ganze und hundert halbe Dichter aus Gleims und Wielands Schule. Als ich ihm einst über die freien Ergießungen in diesen Abendversammlungen die Bemerkung machte, daß es auf den ersten Anschein bedenklich scheine, ohne Rückhalt sich auszusprechen, aus Furcht eines Konfliktes mit der wirklichen Welt, entgegnete er rasch und bestimmt: „Sie haben vergessen, daß Sie in Rom sind. Der Papst ist uns Künstlern Vater der Kunst und Kunstfreiheit, wie er der Vater aller Gläubigen und aller Kirchenfreiheit ist. Verstehen Sie das? Wir leben hier bunt und kraus durcheinander, allerlei Volk aus allen Teilen der Welt, Käuze und Füchse, Eisbären und Königstiger; wir tun, was wir dürfen, und reden, was wir wollen, und rumoren wie Blitz und Wetter. Kein Mensch bekümmert sich um uns, das ist die Freiheit der Kunst in Rom. Republikaner, Napoleonisten, Konstitutionelle und Absolute von allen Farben tragen ihre Meinung vor und raisonieren nach Herzenslust. Der Mantel des Papstes ist für alle weit genug, man verlangt von uns nichts anderes, als daß wir Gott und die Heiligen nicht lästern und auf der Gasse keine Kutsche mit einem Gichtbrüchigen umwerfen, und solche Tollheiten kommen uns nicht an. Deswegen gehe ich von Rom nicht mehr weg, man hat mich noch unlängst hinausgerufen, aber ich taue nicht für draußen, ich bin zu alt und zu steif.“ Einem vorlauten Lästere der päpstlichen Regierung ohne rechte Polizei und Soldatentum, ohne Regel für Gesichts-

und Atemzüge, sagte er eines Abends, nicht ohne Anflug von Bitterkeit: „Nun freilich, eine eigene Regierung ist sie, die päpstliche. Ein alter Mann mit wenigen Priestern führt das Regiment. Weil keine äußere Gewalt vorhanden ist, müssen sie durch Herzensgüte imponieren, als wahre Volksmänner. Sie gelten genau so viel, als das Volk sie gelten läßt, und man läßt sie gerade das gelten, was ihr Herz geltend macht. Da ist leider keine deutsche Regel, keine Sanitätspolizei, keine Ruralpolizei, keine Fremdenpolizei, und wie die Polizeien draußen alle heißen. Was hier davon den Anschein hat, ist auch bloß Schein, eine Art Spielwerk für Kinder und erschrockene Leute, damit sie zu sich selber kommen, wo alles erlaubt ist, die Todsünde allein ausgenommen. Ich finde nicht, daß das Volk darunter leidet; im Gegenteil, es ist wenig inkommodiert, das Leben behält seine Torheit und Launen unverkümmert bei. Das heißt römisches Leben, für Kunst, Poesie und Humor wie gemacht. Sitz ich drinnen in dieser regellosen Welt, unter Menschen aller Völker und Nationen, so denke ich mit Entsetzen an euere mitteldeutschen Residenzen voll Tee und Butterbrotchen, mit so knappem Zuschnitt, daß man ein unverschämter Demokrat sein muß, um freien Atem zu behalten.“

Eine ganz entschiedene Abneigung äußerte er stets gegen Goethe und seine Kunststümperei, wie er es nannte. „Dieser Mensch,“ sagte er, „hat der wahren Kunst den empfindlichsten Abbruch getan. Vor seinem Werther und Götz hab ich Respekt; wenn er mir aber den Hackert als Meister der Landschaftsmalerei anpreist, so lach ich ihm ins Gesicht. Er hat zuerst die Lobhudelei in die Kunstkreise klassisch eingesetzt, diese bezahlten Kritiker, diese bestellten Hätscheleien, die so manchem aufkeimenden

Talente den Kragen umdrehen, und so viel an ihnen ist, die Kunst zum Handwerke herabwürdigen. Ich kenne diesen Goethe persönlich, bin ihm aber allzeit aus dem Wege gegangen. Das Buch „Winckelmann und sein Jahrhundert“ könnte ich nicht mehr lesen, ohne mich zu erbrechen. Solche Leute sind nur in Thüringen und Nachbarschaft zu finden, wo das Kleinliche sich vornehm aufblasen und die Schmutz- und Stinkblüte ohne sittlichen Ekel Anspruch auf Poesie und Kunst machen kann. Ist der Edelstein nicht ab- und ausgeschliffen, so hat er unter solchen Umständen keinen Wert. Die souveräne Verachtung Goethes gegen Kotzebue hat mitunter auch darin ihren Grund, weil Goethe selbst mit seinem Thüringer Hofstaat leibhaftig in diese deutsche Kleinstädtereieinpaßt. Daraus sind eure Goethe-Literaturen, eure dreibändigen Liebesbriefe, eure Teltowerrüben-Schmeicheleien, eure zerstreuten Blätter und Blättlein voll nichts und abernichts geflossen, um die gesunde Nation mit dieser krankhaften Eitelkeit und Pedanterie lächerlich zu machen. Dankt eurem Wolfgang Menzel, daß er euch mit seiner gewohnten Derbheit auf die Patsche aufmerksam gemacht hat, durch die ihr voll Goethe-Enthusiasmus einhertrabt, wie Roscinante und ihr tapferer Reiter. An Schiller habe ich nur auszusetzen, daß er mir den Macbeth so erbärmlich zugeschnitten hat. Mein Gott! Was ist das für ein ekeles Zimpferlichtun, für ein Schreien: „Der Löwe ist auf der Gasse!“ wenn die Natur einmal ungeschoren einem Deutschen begegnet! Ich mußte mir Geist, Kraft und Derbheit aus dem Originale holen, nicht ohne große Mühe, um im Bilde wiederzugeben, was der große Naturgeist an der Themse gedichtet!“ Diese letztere Rede Kochs hatte eine unwiderstehliche Kraft, frei und derb von der Staffelei weggesprochen, wo sich mit jedem Tage die Hexenküche grausen-

hafter heraushob und verheerender der Sturm vom Meere her über die Felsenburg Dunsinane hereinbrach. Man hat kaum einen Begriff, wie aushältig fleißig der rastlose Mann durch das gewissenhafteste Eingehen in die geheimsten Nuancen des Naturlebens seinen Bildern die größtmögliche Vollkommenheit zu geben suchte. Drei Wochen malte er am „Macbeth“ fort unter meinen Augen, ungeachtet schon der erste, weniger kunstgeübte Blick die Landschaft hätte für ganz vollendet halten können. Aber jeder Tag ließ die Schönheit des ursprünglichen Gedankens sieghafter hervortreten, mit jedem Tage sproßten neue Blüten, voll unsterblichen Reizes, bis ins Kleinste ausgeführt, aus der Fläche des Bildes. Ich konnte mich eines Tages nicht enthalten, über diese Aushältigkeit der Arbeit mein Erstaunen, und über die Wirkungen derselben meine Freude zu erkennen zu geben. „Ja freilich,“ versetzte er, „reich werde ich damit nicht, kümmerliche Fristung des Lebens für mich und die Meinigen ist alles, was ich auf diesem Wege gewinne. Aber ich will doch wenigstens ein Beispiel zurücklassen, mit welchem Ernste die Kunst getrieben werden muß, wenn es zum Ziele gehen soll. Mein bestes Bild ist ohne Zweifel die Landschaft ‚Tivoli‘ mit den berühmten Cascatellen, welche ich für die kunstsinnige Frau von Remich, geborene Giovanelli, in Bozen malte. Sie verlangte auch nichts anders, als daß es schön sei, kosten konnte es was es wollte. Ich sammelte also die zerstreuten Strahlen der Schönheit in ein Gesamtbild, das mich und meine Freunde überraschte, Tivoli und nicht Tivoli, wie man will, aber lautere Wahrheit und unbefleckte Treue, mit inniger Liebe empfangen und vollendet. Ich verlangte dafür fünfhundert Dukaten; die edle Frau sandte mir sechshundert. Dafür ließ sich freilich etwas machen. Jetzt will

man nicht mehr schöne Bilder um schönes Geld; man ist zufrieden mit schlechten um schlechtes Geld. Selbst Fürsten mäckeln. *Luca fa presto*, summt es uns notgedrungen in den Ohren. Die Hungerleiden des Malers und der Geiz des Patrons sind deshalb in vielen Bildern verewigt.“

Von Künstlerlaune, die oft so störend auf die Förderung der Arbeit einwirkt, war bei ihm keine Spur zu finden; jeder Tag wand sich gleichmäßig emsig von der Spindel ab, und durch diese feste Regelmäßigkeit wurde es möglich, bei dem überaus langsamen und mühevollen Bestreben für wahre Kunst den häuslichen Bedürfnissen zu genügen. Die Wahrheit, die er in der Malerei allein im Auge hatte, galt ihm auch in der Wissenschaft und in der Poesie für das höchste Ziel des Gelehrten, des Dichters. Das Unbestimmte, Verschwimmende, Halbe und Empfindende feindete er auch hier mit der schärfsten Lauge an. Er war daher mit der neueren Romantik in der deutschen Dichtkunst nicht zufrieden. Einer seiner besten Freunde in dieser Hinsicht war August Graf Platen von Hallermünde, der bekannte geistvolle Vertreter klassischer Studien gegen die Treibhausgewächse irrgängiger Romantik. Mit diesem sympathisierte Koch auf das lebhafteste und nahm keinen geringen Anteil an den Vorstudien und Besprechungen zum „Ödipus“, gegen Immermann. Er betrachtete den Grafen als die Ergänzung seiner selbst. „Was er in der Poesie tut, tue ich in der Malerei,“ sagte er einmal, „und die Nachwelt wird entscheiden, ob unser Bestreben nicht zum Besseren führt.“ Diese Entschiedenheit des Mannes trat auch im religiösen Gebiet in den bestimmtesten Formen hervor. Er war ein festgegründeter gläubiger Katholik. Sein Wahlspruch war: „*In necessariis unitas, in dubiis libertas*“, und kein Theologe hätte bündiger beides unterschei-

den und vermitteln können, als er. Auch hier mußte man seine tiefen Studien, seinen Ernst höchlich bewundern. Der Protestantismus erfuhr von ihm ganz das gleiche Los, wie der Abfall von der wahren Kunst, wie das Ausgleiten in eigenliebige Romantik, unwert der Teilnahme, als Negation der apostolischen Überlieferung.

„Daß man den apostolischen Primat des Papstes als Einheitspunkt der katholischen Kirche anfeindet,“ sagte er einst auf einem Spaziergang in die Villa Albani, „finde ich auf Seiten fanatischer Gegner begreiflich. Wie aber wissenschaftlich gebildete, ruhige Männer mit ihnen Chor machen können, wird ewig ein Rätsel bleiben für solche, die Achtung vor dem Menschenverstande haben. Ich bin kein Theologe, gottlob! sondern ein Maler mit offenem Sinne, mit einem Herzen voll Respekt vor unabweisbaren Tatsachen. Der Primat wird seit vielen Jahrhunderten angefochten von jeder Willkür auf Erden, mit allen Mitteln der Lüge und Gewalt. Man hat ihm schon oft das Leichenlied mit Schadenfreude gesungen, und doch stirbt dieser Primat nicht, er wird eine weltbeherrschende Idee, die stets glorreicher aus dem Strudel der Zeit emporsteigt, das einzige Olivenblatt im Menschenwirrsal, dessen Blätter nie welken. Er kann also seine Wurzel unmöglich in einer menschlichen Einrichtung haben, die heute blüht und morgen in den Ofen geworfen wird. Was sich von ihm löst, geht unrettbar seinem geistigen Tod entgegen. Die morgenländische Kirche zeugt in ihrer kolossalen Versteinerung für das ewige Leben des Primats aus Gott, von den Aposteln her. Dafür legt der Kaiser von Rußland weltlich seinen eisernen Arm auf die versteinerte Jungfrau, welche die geistliche Obmacht der heiligen Roma zurückgestoßen. Und was sonst in Europa getrennt vom Primat der

Apostelzeit besteht, weist einen Entchristlichungsprozeß auf, der nur Ruinen hinter sich zurückläßt. So ist es allen Sekten durch achtzehn Jahrhunderte gegangen. Einige derselben überwucherten die Welt und trieben ihre eitle Vegetation bis in die Vorhallen des apostolischen Heiligtums. Alle sind verschwunden wie Morgennebel, während die Kuppel von St. Peter im unverwüstlichen Glanze leuchtet. So hat, was menschlicher Weise den Felsen des römischen Primats zerstören sollte, gewirkt auf die katholische Kirche, welche auf diesem Felsen gegründet ist, wie Sonnenschein, wie Frühlingsregen, der überall neues Leben und neue Blüten schafft. Und diese päpstliche Obmacht, weltlich fast machtlos, wurzelt ausschließlich im Gewissen der Völker, welche die Stiftung dieses Einheitspunktes durch Christus als ihr heiligstes Kirchengut verehren. Der Papst selbst ist wehrloser und weniger selbtherrschend als der nächste beste protestantische Konsistorialrat, vor dem die Kandidaten im schwarzen Frack erscheinen und für ihre Zukunft zittern. Obgleich ein schwacher, sterblicher Mensch, ruht er unzerstörbar in der christlichen Idee, daß alles, was lebendig aus apostolischem Munde durch die christlichen Gemeinden ging, zu allen Zeiten auf gleiche Weise geglaubt und geübt wurde und die Feuertaufe der Jahrhunderte ausgehalten hat, apostolische Wahrheit, lebendiges Gotteswort in der Kirche sei, daß die Bibel von diesem lebendigen Hauche des Kirchenglaubens zu allen Zeiten und unter allen Völkern getragen und erklärt wurde, daß die Fortbildungsfähigkeit des katholischen Glaubens im Lebendigmachen der gesamten apostolischen Lehre zu suchen sei. Wer sich von dieser gesamten apostolischen Lehre unter dem Primat des Papstes trennt, hört auf Katholik zu sein. Ich gestehe, diese katholische Kirchenidee hat bloß als solche stets

meinem Verstand imponiert, obgleich sie nichts anderes ist, als die lebendige Gestalt der Geschichte des Christentums. Die größte Sünde der Reformation besteht ohne Zweifel im Versuche, durch Fälschung dieser Wahrheit die Geschichte selbst zu vernichten. Wo sich das Geschichtsleben recken und strecken muß, um eine geschichtslose Neuerung gegen den Primat zu verteidigen, stirbt es allmählich ab unter dem unbarmherzigen Messer fanatischer Peiniger. Dafür tritt die alte Schlange mit dem Sodomsapfel als Professor ein und doziert die Geschichtslüge vom Anfang an. Es hat mich allzeit gefreut, daß die Engländer wieder anfangen, dieses Verbrechen an der Geschichte gutzumachen. Ohne Papst, ohne unabänderliche Glaubensregel gibt es auf Erden bloß Gasthäuser, keine Gotteshäuser. Man muß nicht gleisen, sondern sein!“

Was er als Denker scharf ausgeprägt, erschien an ihm selbst und allen seinen Hausangehörigen als Tat, das ganze Haus war von Herzen fromm. Seine Frau Cassandra, spät erst für mich sichtbar, war das frömmste, liebevollste, sanfteste Wesen, der ordnende Engel im häuslichen Kreise, daher auch von Koch mit der größten Ehrfurcht betrachtet und in allen religiösen und wirtschaftlichen Angelegenheiten die unbestrittenste Autorität. Obgleich verblüht, hatte sie doch noch in den überaus regelmäßigen, sprechenden Gesichtszügen alle Anmut einer Römerin, in ihrem Wesen alle Vorliebe für Rom, alle Begeisterung der Andacht, wie sie in den Gemütern der Frauen hier ganz eigentümlich lebt und waltet. Mit schwerem Herzen dachte sie an den Aufenthalt in Wien. Himmel und Erde, Sitte und Sprache hatte sie verletzt, wie ein ihr fremder Luftkreis. „Wie froh war ich,“ sagte sie einst, „daß ich wieder zum Heiligen Vater zurückkam (al nostro santissimo Padre!)“ Wie fast alle

Italienerinnen hatte sie eine große Neugierde, von den Protestanten in Deutschland erzählen zu hören, ohne Anlage, sich in die ganz fremdartigen Verhältnisse zu finden. Als sie einst hörte, die protestantischen Pfarrer wären in der Regel auch verheiratet, ließ sie mit einem tiefen Seufzer das Strickzeug aus den Händen fallen. Und ihr Seelenaufbruch stieg, als ihr ein Gegenwärtiger bemerkte, das sei nicht verwunderlich, da ja auch Luther, der Stifter der Reformation, ein Weib, und zwar eine Nonne, geheiratet habe. „Genug, genug!“ sagte sie abwehrend, „ich ertrage das nicht, es greift meine Nerven an.“ Als einst ein anderer bemerkte, die Protestanten hätten keine Heiligen; von einer Verehrung derselben könne daher auch nicht die Rede sein, fiel sie lebhaft ein: „Aber um Himmelswillen, keine Heiligen! Wie ist ein Gott ohne Heiligen denkbar? Wo wären denn die Apostel und die heilige Mutter Gottes Maria, die Blutzeugen und Bekenner hingekommen? Ohne Heiligen gibt es ja nur eine Hölle und keinen Himmel. Und wenn es Heiligen gibt, und man verehrt sie nicht, wo bleibt denn der gesunde Menschenverstand?“ In diesen Äußerungen der guten Frau ist etwas Naturwüchsiges, eine Kraft des Beweises, die man sich nur anleben kann von Jugend auf. Die glückliche Ehe war mit drei lebenden Kindern gesegnet. Die Tochter erschien als das älteste, stets schweigsam, eher scheu. Desto lebhafter waren die Knaben. Sie gingen damals zu den Jesuiten in die erste Grammatikklasse und zeigten beide große Fähigkeiten. „Ich habe keine besondere Vorliebe für die Jesuiten,“ sagte mir Koch einmal, „aber meine Buben send’ ich zu ihnen, weil sie die gescheidtesten sind. Ihre Erziehungsweise gefällt mir vor anderen. Sie lehren nicht bloß, sie spielen mit den Knaben auch, sie gehen mit ihnen aufs Land, wo sie eigene Landhäuser zur Kurzweil ihrer Zög-

linge haben, sie treiben mit ihnen so viel leibliche und geistige Anregung, daß die beste Wirkung davon an den Knaben sichtbar ist. Die Grundlage ihrer Bildung ist Heiterkeit, Lust, Regsamkeit aller Kräfte. Selbst die Religion nimmt in ihren Kreisen eine fröhliche Gestalt an. Keine Spur von Kopfhängerei, von Zweifelsucht und Trübsinn. Sie lieben die Klassiker, aber nicht die klassische Unzucht zum Verderb eines reinen Gemütes. Die Knaben hängen an ihren Lehrern mit einer Liebe, die mich allzeit rührt. Ich merke nicht, daß meine Knaben heillose Grundsätze nach Hause tragen, das Wissen und die Gottesfurcht ausgenommen, die aber von altersher keine so böse Artikel waren als jetzt.“ Sie mußten fast alle Tage in der Schule einige italienische Sätze ins Griechische übersetzen, ganz frei mit den höchst mangelhaften Wörterbüchern, wie man sie in Italien noch trifft. Ich war erstaunt, wie verständig das geleistet wurde, wohl findiger, als es bei uns in der ersten Humanitätsklasse möglich wäre. Wenn ich abends ins Haus kam, legten sie mir ihre Arbeiten vor, um die Plätze für morgen im voraus zu erraten, da alle Tage aus dem Griechischen die Plätze vorgelesen wurden, was die größte Regsamkeit in die Schüler brachte. Es gehört eine mehr als deutsche Phantasie dazu, um sich vom Schmerz einen Begriff zu machen, den sie bei jedem Fehler empfanden. Stirn und Gesicht mußten das Übermaß desselben empfinden, die Bücher flogen in alle Winkel, und für den ganzen Abend war alle Heiterkeit verschwunden, wenn es schlecht ausfiel. „Ich lasse sie studieren,“ meinte Koch, „und um ein Amt sich bewerben, Künstler sollen sie mir keine werden, das ist ein zu gewaltiges Unternehmen für den, der nicht von Haus aus vermöglich ist.“ Der tägliche Umgang hatte auf natürlichem Wege zur Vertraulichkeit geführt, Koch trat mit seinen Kunstheimlich-

keiten hervor, zuerst mit seinen Skizzen und Zeichnungen, letztere namentlich nach Dante. Es waren mir wohl einige Kommentatoren über die Divina Commedia bekannt, aber der beste war Koch mit den Bildern und Erklärungen, die er erläuternd beifügte, mit unglaublicher Einsicht in die Geschichte von Italien zu Dante's Zeit. Mit einer Art verschämter Liebe zeigte er mir das bekannte, ursprünglich für einen Engländer, glaub ich, gemalte Bild „Der Tiroler Landsturm.“ Aus der tirolischen Besonderheit war es ins allgemeine herausgetreten, und machte auf mich den Eindruck eines ganz fremden Gegenstandes, ungeachtet die Meisterhaftigkeit der Ausführung das größte Lob verdiente. Ich gestand ihm dies auch redlich ein. Er wischte sich eine Träne aus dem Gesicht und sagte: „Sie haben Recht. Nur durch langes Mitleben kann ein so eigentümlicher Gegenstand erfaßt und dargestellt werden. Tirol ist mir in seiner Wahrheit und Natürlichkeit abhanden gekommen. Das Bild ist eine Blume, an dem eine Träne des Heimwehs wie Tau hangen geblieben ist, man weint sie fast nur in der Verbannung.“ Sodann fing er an, mir seine später gedruckte Kunstchronik vorzulesen. Nebst ihm hatte vorzüglich ein gewisser Genelli, Maler aus Preußen, den ich bei ihm auch kennen lernte, teilgenommen, ein Mann von viel Geist und sehr markierter Gesinnung. Ein längerer Brief war ganz von ihm, in der Form offenbar überlegen allen anderen von Koch. „Es ist mir leid,“ sagte er am Abend vor meiner Abreise, „daß Sie so bald heimgehen, ich hätte Ihnen sonst die Ordnung und Herausgabe dieser Briefe übertragen, namentlich die Ausfeilung der Sprache; ich habe dazu weder Zeit noch Geduld.“ Ihn vorlesen zu hören, war köstlich, vor Lachen traten ihm oft die hellen Tränen ins Gesicht, oft sammelte sich die ganze Wolke

des Unmuts auf der breiten Stirn und brach in einen Platzregen von origineller Zurechtweisung der Kunstschüler aus, „die den Zisternen nachgehen, die kein Wasser haben.“ Mein Scheiden vom biedern Manne klingt mir noch tief in der Seele nach. Wir standen auf Trinità dei monti, wegblickend über die Paläste und Tempel Roms, hinaus nach Deutschland. Es war ein heller Abend, halb zwölf Uhr nachts, rings die tausend Lichter der beleuchteten Stadt, wir einsam droben auf den Marmorterrassen. Es kam ihm ein tiefes Heimweh, bei allem Vorsatz, in Rom zu bleiben, er war sichtbar gerührt. „Ich komme nicht mehr hinaus,“ sagte er seufzend, „meine Zeit ist abgelaufen. Grüßen Sie mir Giovanelli und Raffener, und denken Sie meiner im Vaterland.“ Ich war zu sehr ergriffen, um viel erwidern zu können, schweigend zog ich meine Hand aus der seinigen und stieg tief erschüttert die Treppen herunter. Von der untersten blickte ich zurück, er stand noch oben in verschwimmenden Konturen der südlichen Nachtbeleuchtung. „Gute Nacht!“ war der letzte Klang seiner Stimme, das Lebewohl an Tirol.



Ausflug nach Cavriana im wälschen Südtirol. (1846)

Wer hat nicht gehört von Domenica Lazzaris in den südtirolischen Bergen? Unzählige Pilger des In- und Auslandes wallen alljährlich zur Stätte ihrer Leiden. Den Frommen erscheint sie als Bild himmlischer Liebe zu Christus, den Physiologen als Merkwürdigkeit, die allen früheren Erfahrungssätzen widerspricht, selbst den Ungläubigen als Gegenstand ehrfurchtsvoller Neugierde. Über sie gespottet hat niemand außer etwa ein deutscher Zeitungsschreiber, dem nichts heilig ist. Gewiß folgen mir die Leser gern, wenn ich einfach die Eindrücke und Wahrnehmungen schildere, die ich auf einem Ausfluge zu ihr den vorigen Sommer gesammelt habe. Es war in der Hälfte des Juni, als ich eines Morgens, meine Reisegefährten in Bozen zurücklassend, mit Postpferden nach Neumarkt eilte. Der heiterste Tag schimmerte vom Himmel, krause, lichte Wolken zogen mit mir nach Süden, und in lauwarmer Luft waren alle Keime und Blüten im Landschaftsbilde herrlicher aufgequollen. In Neumarkt, das an der Straße nach Trient liegt, langte ich um halb acht Uhr an. Es fand sich zur Begleitung über das Gebirge ein munterer Knabe, der sich amphibisch bald im deutschen, bald im wälschen Elemente bewegte, und ganz entzückt war, seine Minga wieder zu sehen, wo er schon neunmal gewesen und zu allem Guten ermuntert

worden war. „Als ich gestern hörte,“ fing er an, „ich sollte mit Ihnen, so sprang mir das Herz im Leibe auf vor Freuden. Ich diene einer Bäuerin, der besten Frau in der ganzen Gegend. Die Arbeit mußte getan sein, dafür half nichts. So stand ich um ein Uhr nachts auf, fütterte die Ochsen und fuhr mit ihnen zweimal ins Feld um Holz und Streu. Um sechs Uhr morgens war mein Tagewerk vollendet, und ich eilte gleich auf den Platz, Sie zu erwarten. Es ist mir das Herz so leicht, ich kann es gar nicht beschreiben. Ich verdiene jährlich fünfzehn Gulden, gerade so viel als ich Jahre alt bin. Davon brauche ich fünf Gulden selbst, um mich ordentlich zu kleiden, denn ich will kein Lotterbube sein. Die anderen zehn Gulden geb' ich meinem Vater, er ist alt und kann sich wenig oder nichts verdienen. Und heute bekomme ich vierundzwanzig Kreuzer Tagelohn und die liebliche Minga zur Eingabe. Ist das nicht herrlich?“ Er stellte sich bei diesen Worten vor mir auf und wurde um einen halben Kopf größer. „Alles, was ich am Leibe habe, Hemd und Hosen, Schuhe und Strümpfe, habe ich mir selbst verdient,“ fuhr er fort, „und das fremde Gut stets in Ehren gehalten. Das ist nur Gesindel, das stiehlt!“ Es lag in diesem Selbstbekenntnisse so viel Frische, Natur und kindlicher Stolz, daß man diese unverkümmerte Jugend lieb gewinnen mußte, besonders nach einer so schaurigen Lektüre, wie die meinige letzter Hand gewesen über die kommunistischen Umtriebe in der Schweiz. Luigi, denn so hieß mein Begleiter, schien mir in seinem zufriedenen, arbeitsfrohen Selbstgeföhle weit glücklicher, als der reichste Mann in seiner Überfülle, Langeweile und Abgestorbenheit aller Kräfte.

Wir zogen blühende Hügel hinan, die hinter Neumarkt in ein fruchtbar aufsteigendes Terrassenland zusammenfließen, wo die edle Rebe mit dem

Ölbaume streitet und üppiger Buschwald im Porphyrgerölle wuchert. Fast in der Mitte erhob sich am Gallwiesenbach das Schloß Caldif, eine stattliche Ruine am Anstieg ins Tal von Truden, das nach Fleims hinüberläuft. Rings umher prangte der freundliche Kranz von Maierhöfen und Ortschaften, über denen seitwärts das Schloß Montan malerisch hereinschaute, mit der glänzenden Aussicht auf das Seetal von Kaltern und das herrliche Mendelgebirge. Fast alle Namen der Orte, Gegenden und Höfe trugen romanisches Gepräge zum Beweise, daß einst das ganze Tal der romanischen Zunge angehört habe. Jetzt war es die Sprachgrenze zwischen Deutschen und Wälschen, deren beiderseitige Art und Sprechweise schwankend und unbestimmt ineinanderfließt, aber mit leicht erkennbarer Übermacht gegen den herandrängenden Romanismus, so daß die Wälschen fast immer schon in dritter Geschlechtsfolge germanisiert sind. Trotz aller Vermengung im Leben durch Heirat, Verkehr und persönliche Vorliebe tritt selbst in Mischlingsehen überall der deutsche Typus der Menschengestalt siegend hervor, und zwar um so entschiedener und großartiger, je mehr er sich im Kampfe gegen Fremdartiges anstrengen und bewähren muß.

Unter solchen Betrachtungen, die hier an Ort und Stelle doppelten Reiz haben, gelangten wir über das Dörflein Pinzon hinaus in den Eingang des Trudentals, einer tiefen Schlucht durch morsche Schiefergebirge im lieblichsten Wechsel reizender Hügelgebilde. Unser Weg lief über die sogenannte Glen, einen sonnenheiteren Bergabhang über den Wassern des Gallwiesenbaches, der hier auch Trudenbach heißt, voll hangender Weinberge auf losen Schieferlägern mit Feigenbäumen, Granaten und Aprikosen, höher hinauf mit Steineichen, Zwergkiefern

und Wachholdern. Der Bach in schwindelnder Tiefe rauschte durch ungeheure Lager horizontaler Schiefer- und Porphyrschichten, über deren Rand hellgrünes Gestäube und wucherndes Schlingkraut in lustigen Kränzen flatterte. Jenseits erhoben sich gegen Gfrill rundlichte Hügel mit Nadelholzwaldungen, von einzelnen Wiesenstreifen unterbrochen, und bildeten einen mildernden Gegensatz zur Sonnenheiterkeit der Glen.

Der gesprächige Luigi unterließ nicht, mich mit seinen oft sehr anziehenden Einfällen und Nachrichten zu unterhalten. „Mein Vater,“ sagte er, „ist ein Paduaner, einst Mitglied der Grenadiere des größten Kaisers, der jemals gelebt hat, später nach dem Frieden in der Welt Tagelöhner in der Gegend von Neumarkt. Er heiratete eine wälsche Südtirolerin, welche ihm zweihundert Gulden zubrachte. Damit kaufte er einen Acker, den wir bald sehen werden, und lebte darauf schmal und armselig, aber immer zufrieden und voll Dank gegen Gott und die heilige Jungfrau Maria! Ach! meine Mutter ist längst gestorben, ich denke alle Tage an sie. Sie war von Natur hitzig, und hatte sie einmal Branntwein gekostet, so konnte sie nicht mehr aufhören. Daran starb sie frühzeitig, und ich könnte um alles Geld und Glück auf Erden keinen Tropfen Branntwein trinken, weil er meine Mutter umgebracht hat. Von ihr habe ich auch den heftigen Zorn, der mir viel Verdruß macht. Ich könnte den Buben von Montan ein Messer in den Leib rennen, wenn sie mir spottende Gesichter schneiden. Da hilft nichts als Augen und Ohren zuhalten und davonlaufen, sonst setzte es unsaubere Händel ab. Doch das ärgste in meinem Leben widerfuhr mir von einem Geistlichen aus dem Inntale oder von Triest. Er ritt auch zur Minga nach Cavriana hinüber, und ich war sein Begleiter. Er betete auf dem

ganzen Wege, und so oft ich etwas einreden wollte, sagte er verdrießlich: „Schweige still, Schwätzer!“ So mußte ich vier Stunden lang alles in mich drücken, ich denke noch mit Entsetzen daran, vier ganze Stunden! ich meinte, es sei meine letzte Zeit. Heilig war der Geistliche übrigens ohne Frage, man konnte es aus allem merken. Mich brächte diese Heiligkeit ums Leben!“

Wir waren zu einer kleinen Hütte am Wege gekommen, die an ein kleines Weingut stieß. Darin saß ein Mann von 85 Jahren, nur mehr die Ruine eines Menschenbildes. Er konnte seit längerer Zeit nicht mehr gehen, sondern hinkte und kroch alltäglich in den Weinberg hinaus, um in demselben die nötigen Arbeiten zu tun, wie er denn eben hockend und kriechend die Rebwurzeln durch Hinwegräumung der Erde dem Sonnenlichte zugänglicher machte. Er sprach das Deutsche nur gebrochen und hielt mir, als ich mich ihm näherte, ein Büschel Erdbeeren entgegen, die in reicher Fülle den Rand seines Weinberges bedeckten. Es war Luigis Vater. Aus seinen Zügen leuchtete eine unbeschreibliche Wehmut wie von einer Seele, die auf den Trümmern des Leibes ein leidenvolles Schicksal beweint. Sein Gesicht war furchtbar zerrissen mit tiefen Erinnerungen aus dem Sturm auf dem Brückenkopfe von Lodi. Er führte mich in seine Hütte. „Ich habe sie selbst gebaut,“ sagte er ruhig, „mit meinem Weibe, das ich vom Altare hierher führte zur Arbeit.“ Sie hatte nur zwei Räume, einen zur Küche, den andern zum Schlafen mit den Zeichen der tiefsten Armut. Über dem Tisch an der Wand hing ein schlechter Kupferstich, welcher die Domenica Lazzaris vorstellte, unter einem Kruzifixe, darüber das Bild der seligsten Jungfrau Maria. „Das ist alle mein heiliges Zeug,“ bemerkte er ernsthaft, „aber es genügt mir vollkommen. Jesus

und Maria haben namenlos gelitten, Minga folgt ihnen nach voll blutiger Angst, so kann ichs wohl auch dulden, was mir Gott beschert hat. Ich bin hier ganz allein, ich koche mir selbst, und morgens und abends beten nur die Schwalben und Finken mit mir zu Gott, der mich mit seinem bitterm Tod erlöst hat.“ Luigi war unterdessen unwillkürlich niedergekniet, Tränen rollten über seine Wangen, und er stammelte leise: „Vater unser! der du bist in dem Himmel, geheiligt werde dein Name!“ Tiefe Stille von zehn Minuten trat ein, wir waren alle gerührt. Des Alten Antlitz hing am Bilde des Erlösers, und seine frühere Wehmut verwandelte sich in stille Heiterkeit. Er drückte mir zum Abschied freundlich die Hand und sprach: „Ich bin mit Gott so innig zufrieden, daß ichs nicht aussprechen kann. Dieser Weinberg gehört mein und ist wohl 400 Gulden wert. Ich bin nur 51 Gulden mehr darauf schuldig. Gibt mir Gott Glück, so zahle ich diese Schuld noch ab, bevor ich sterbe. Dann können sich meine Kinder redlich darein teilen, es muß gutes Geld sein, denn ich habe es mit harter Arbeit verdient, und in fleißigen Händen trägt es gewiß doppelte Zinsen. Nur noch eine glückselige Sterbestunde! Das bitte ich Gott täglich, und dann sind alle meine Hoffnungen erfüllt. Luigi, empfehl mich dem frommen Gebete der Minga!“

Von hier erhob sich der Weg immer steiler ins Gebirg empor. Das Etschtal von Neumarkt bis Meran lag im großartigen Bilde hinter uns, eine kolossale Arena mit den glänzendsten Bergen eingefabt, voll frischschimmernden Lebens, vom weißen Faden des Stromes in unzähligen Windungen durchglitzert. Der letztere schien im Kalterer-See zu unseren Füßen auszurasen, dessen Spiegel aus dem zierlichsten Rahmen der grünen Landschaft uns entgegenleuchtet. „Wissen Sie, wie der See entstanden ist?“ unter-

brach Luigi sein Stillschweigen seit dem Abschiede von seinem Vater. Auf mein Verneinen fuhr er fort: „Das steht studierten Leuten eben nicht am besten an, bei uns wissen es alle Kinder. Einst gingen Jesus und der heilige Petrus durch die Welt, um zu sehen, wie es auf derselben zuginge. Sie kamen in die Gegend des Kalterer-Sees, wo eine große Stadt die Ebene einnahm. Es war ein heißer Sommertag und der Staub auf den Wegen fast unleidlich. Jesus fühlte brennenden Durst. Er sprach in mehreren Häusern ein, ward aber überall abgewiesen. Endlich trat er in ein Haus am Hügel, in welchem eine Bettelfrau wohnte, und verlangte von ihr zu trinken. Diese führte die müden Wanderer ins Haus, hieß sie ausruhen und brachte Brot und Wasser. Jesus erquickte sich daran und goß den Rest des Wassers zum Fenster hinaus. Es wuchs und schwoll dergestalt an, daß die Überschwemmung das ganze Tal ausfüllte von einem Berge bis zum andern. Die unbarmherzige Stadt ging darin zu Grunde, und der Kalterer-See blieb als ewig warnendes Denkzeichen im Tale zurück. Diese schöne Geschichte hat mir noch meine Mutter erzählt.“ Die Flügel des Tales verschlangen sich zuhinterst in einen Gebirgsknoten, der mit flatterndem Buschwalde von hellgrüner Färbung bedeckt war. An seinem Fuße stand eine Mühle in romantisch-dunkler Schlucht. Deutsche Gesichter und Sprache grüßten uns, man bot uns Wein, den wir in der fast drückenden Hitze des Mittags nicht ausschlugen. Alle beneideten uns, daß wir noch heute die „heilige Minga“ sehen sollten, und zwar an einem Freitage, wo sie Blut schwitze zur Ehre des Herrn, der für uns am Kreuze gestorben. „Wir beten alle Abend zu Gott,“ bemerkte der Müller, „daß wir ihr ähnlich werden an Frömmigkeit und Lust zu leiden für Jesus!“

Mit Mühe stiegen wir auf steinigem Grunde den steilen Buschwald hinan in die höhere Gebirgswelt. Links zeigte sich unseren Augen bald das Dorf Truden (Trodena) mit fast stadtähnlicher Häuserpracht, eine beliebte Sommerfrische der tieferen Etschländer mitten im Bereiche dunkler Waldhügel, über denen der Hochgrimm mit stolzer Heiterkeit hereinschaute. Es ist noch ganz deutsch, und der Menschenschlag dieser Höhen entfaltet eine Üppigkeit und Blüte der Form an Mann und Weib, die jeden Wanderer freudig überrascht. Diese Alpenfrische der Tiroler hat etwas Studentenhaftes, sie ist eine Art von Volksferien, die eine ganz eigene poetische Seite hat, und die Hirtengedichte aus den Zeiten Gottscheds im größten Maßstabe wiederholt. Sogar die Kapuziner von Neumarkt haben jenseits der südwestlichen Hügel zu Casignon ihr einsames Bergklösterlein, und die Psalmodie im Dufte der Lärchenbäume erinnert an die Losschälung der ersten Einsiedler. Unser Weg zog sich südwärts über die Alpe Cisa, die aus weitgestreckten Halden besteht und in verwittertes Nadelgehölze ausläuft. Eine südliche Malga oder Alpenhütte nahm uns auf. Wir traten in einen weiten Vorraum, wo ein lustiges Feuer auf dem Herde loderte. Eine Sennin mit vier Hirtenknaben bewirtschaftete das ganze Anwesen und bereitete uns den süßen Schotten, Puina genannt, eine für die Leute der Gegend überaus schätzbare Leckerkost. Luigi kaufte um sechs Kreuzer davon, band sie in seine Kopfmütze, um sie dem alten Vater heimzubringen, und steckte sie zu sich, um sie durch natürliche Brustwärme erst recht leckerhaft zu machen. Man verkaufte auch Wein, Milch und Butter. Die Leute waren äußerst freundlich, von Cavriana gebürtig, die ersten, welche kein Wort deutsch verstanden, aber von deutschtümlichem Gepräge. Ihre

Rechnung für unsere Zehrung war sehr billig, und keine leise Spur, den sommerlichen Fremdenzug schweizerhaft auszubeuten. Die Alpe gehörte der Gemeinde Cavriana, und war um bestimmten Preis ehrlichen Pächtern überlassen, die so viel Ziegen aus der Nachbarschaft in die Weide nahmen, als sie ernähren konnten. Sie hatten deren wohl vierhundert. Wir warfen einen dankbaren Blick ins Bildergewühl des schönen Etschtales zurück, und stiegen ins Tal des Avisio hinunter.

Unser Pfad senkte sich durch die Höhlung eines Bergrisses steil hinab. Rechts hatten wir eine unermessliche Waldung mit den schönsten und höchsten Fichten und Tannen, die ich jemals gesehen hatte, durchzwitschert von unzähligen Wandervögeln von mannigfaltigster Art und Farbe. An einer steilen Senkung des Gebirges, das ein Wildwasser seitwärts ausgehöhlt hatte, erblickten wir jenseits des Abgrundes junge Burschen auf schwankenden Fichten, welche die Äste derselben zur Streu abhieben. Sie riefen uns in italienischer Sprache freundlichen Willkomm entgegen und schwangen zum Zeichen ihrer Freude die Hüte aus schwindelnder Höhe zu uns herüber. „Unsern Gruß der andächtigen Dominga, denn sie ist ja die unsere!“ jodelten sie zum Abschiede. Gegenüber in der Richtung von Truden gegen den Avisio schob sich ein kühner Bergrücken mit übermächtigen Formen hinaus ins Avisiotal, völlig isoliert von den übrigen Nachbargeländen, gegen Süden mit einem sanften Abhang, auf welchem sich gartenähnliche Feldanlagen mit zierlicher Einfriedigung ausbreiteten. Darüber in windstillen Lage am Fels stand die reinliche Kirche mit niedlichen Häusern, die an den Lechrain und den Bregenzerwald erinnerten. Wir erkannten unsere Stammgenossen, die Bewohner von Altrei (Anterivo), offenbar auf

einem Vorposten, der einst zu Truden gehört hat, mit dem sie im Feld und Wald die nächsten Angrenzer sind, zugleich die Straße bezeichnend, welche die deutsche Bevölkerung einschlug, um den mächtigen Volkskeil tief in den Romanismus bis in die sieben Gemeinden von Vicenza hineinzutreiben. Von ihrem Kirchhügel aus erblickte man mit geübtem Auge über das niedere romanische Volkstum hinaus jenseits des Avisio die Berge und Alpen von Palu, die ebenfalls deutsch ihre südlichen Ausläufer hinabsenkten ins Valsugan. Zog man von der Tschigadspitze ob Meran eine gerade Linie südwärts durch Truden und Altrei, so kamen alle deutschen Gemeinden im wälschen Südtirol, im Veronesischen und Vizentinischen an die regelmäßige Verlängerung derselben zu stehen, rechts und links mehr oder minder ausgeweitet, ein derber deutscher Lanzenstich ins Fleisch der romanischen Nation.

Aus der Waldnacht hinaus ging es nun über kiesige Bergwege nach Cavriana hinab. Das Dorf dieses Namens liegt auf einer Mittelfläche über dem Avisio, in armseligen Hütten voll Schmutz und Armut, das gerade Gegenstück zum reinlichen und wohlhabigen Altrei im höheren Gebirge. Die Kirche steht auf einem Hügel über dem tiefem Talgrunde mit merkwürdiger Tiefsicht in die Stromwindung, die durch Fels und Wald an Mühlen und Einödhöfen vorüber reißend in die Etsch tost. Gegenüber öffnet sich das schöne Val Floriana mit seinen Bergwiesen und Wäldern. Darüber ragen als Grenze gegen Valsugan die schönsten Bergspitzen Südtirols in strengen vulkanischen Formen, das Altmannenjoch, der Golisberg, die Ciolara, der Montalon und tiefer die herrliche Cima d'Ästa. Eine unbeschreibliche Wehmut ruht brütend über der ganzen Gegend infolge der einförmigen Wiesen- und Hainpartien, die im täglichen

Verkehre mit dem sinnigen Gemüte von selbst eine schwärmerische Innigkeit begünstigen. Die Leute, sichtbar verschieden von ihren deutschen Nachbarn, aber mit deutscher Beimischung in der Bildung ihres Leibes, sprechen durchweg italienisch und sind sehr arm. Auf einer Ziegenalpe (caprianum) angesiedelt, beziehen sie noch jetzt ihre besten Einkünfte aus Alpen und Wäldern. Ihr gutmütiges Wesen nimmt für sie ein, und ihre talhafte Neugierde spricht sich oft auf das liebenswürdigste aus. Das Haus der Domenica steht fast zu höchst im Dorfe, eine niedrige, schlecht gebaute Hütte mit Türen, die nur ein sehr bescheidenes Durchschlüpfen erlauben. Man gelangt vom Bergweg ab sogleich auf einen Söller, der in die dunkle, tiefgeschwärzte Küche führt. Aus derselben tritt man in ein holzgetäfeltes Zimmerlein mit einem einzigen Fenster, das Winter und Sommer offen und mit der ebenfalls immer offenen Tür korrespondierend, dem Luftzuge dergestalt freien Durchgang gestattet, daß Besucher Mühe haben, demselben auszuweichen. Links in der Ecke steht die Bettstatt, worin Domenica liegt mit dem Kopfe gegen die Tür. Ich meinte, sie wäre leer, so klein ist Domenica infolge ihrer Leiden geworden. Sie ruht am unteren Ende und läßt den größten Teil des Bettes leer, jetzt kaum größer als ein sechsjähriges Mädchen, das mit jedem Jahre kleiner wird, auf einem groben Strohsacke, den Kopf auf einem Polster von gleicher Füllung, worüber ein blaues Taschentuch als Unterlage gebreitet ist, unter einer sehr leichten Decke gemeinsten Stoffes. Nirgends eine Spur von Behaglichkeit, oder nur Wohlgefälligkeit fürs Auge. Luigi sank gleich beim Eintritt auf die Knie und fing an zu beten für seinen alten Vater, wie er sagte, und um Gnade zu Gott zur Abbüßung aller Raufsünden, die er mit den Buben von Montan begangen hatte.

Nur die Schwester der Kranken war zu Hause, mittleren Alters, von wenig Worten, und über unsere Ankunft wenig erfreut, da sie soeben aufs Feld gewollt. Sie entfernte sich sogleich, weil sie angeblich in der Küche noch etwas zu schaffen hatte.

Ich ließ mich auf einen Stuhl nieder. Als mich Domenica merkte, wendete sie sich von der Wand herüber mit ihrem unaussprechlichen Blicke, der seines geisterhaften Eindrucks auf kein Gemüt verfehlt, und bohrte ihn lange und anhaltend in meine Erscheinung. Es gehört Fassung dazu, dieser markdurchschneidenden Gewalt zu stehen. Ihr Kopf, von Natur nicht groß, aber offenbar im Mißverhältnisse zur Kleinheit ihres Leibleins, zeigt die regelmäßigste Bildung mit feinen, verständigen Zügen, und ihr Gesicht, so weit es blutfrei war, blendendweiße Farbe wie von carrarischem Marmor. Ihre zwei großen, dunkelblauen Augen spielten mit ihrem Glanze wie verlorene Hirtenfeuer an einem Kreidehügel. Es war Freitag Mittag zwölf Uhr. Beim ersten Anklingen der Betglocke von der Pfarrkirche her fielen ihre Züge ein, der enge, schmerzliche Atem stockte, der Glanz ihrer Augen erlosch, die ruhigste Totenstille legte sich auf ihr Gesicht, nur ein leises Zucken regte sich in den Winkeln ihres Mundes. Es lag eine unaussprechliche Anmut in diesem Tode vor dem Tode, in diesem Einwärtsziehen aller Seelenkräfte in den Mittelpunkt des Lebens, das sich in Gott gesammelt hatte. Nachdem das Läuten verklungen war, kehrte sie wieder langsam ins Äußerliche zurück, es war das lieblichste Aufblühen der inneren Gedankenwelt mit sicherer Wirkung auf das Herz der Zuschauer. Von der rechten Seite der Hirnschale zog sich quer über das Gesicht ein allmählich gesenkter Blutstreif, drei Finger breit, aus fortwährendem Blutschwitzen entstanden, auf eine bestimmte Grenze beschränkt, und

nach Art einer Krusta fest angelagert. Es schwammen eben vor meinen Augen an den Extremitäten dieser Blutkrusta die hellen Tropfen, deren allmähliche Bildung man deutlich bemerken konnte. Ihre schönen, schneeweißen Hände ruhten entblößt auf der Decke, wie aus reinstem Wachs geformt. Jede Hand zeigte an der äußeren Seite ein Wundmal von Blut in der Form eines fleischernen Auswuchses, welcher der Spitze eines Nagels täuschend ähnlich sah, mit frischem Blut überronnen, das jedoch nicht abran, sondern am Auswuchse stehen blieb. Es kam mir fast vor wie ein pflanzenartiges Anwachsen durch den Austritt der Saftüberfülle im inneren Leben. In der inneren Seite der Hand ragte, der äußeren Spitze gegenüber, der fleischerne Nagelkopf heraus von gleichförmiger Bildung und ebenfalls blutig. Gleiche Wundmale von entschiedener Nagelform trug sie an ihren Füßen, wie mich die Schwester versicherte. Sie atmet schwer und tief, so daß man ihr Keichen von weitem wahrnahm. Es dauert Tag und Nacht fort, und am Freitag stets leidenvoller und ängstlicher. Es geht jedem Zuschauer durch Mark und Bein. Sie ißt und trinkt nichts, schon seit zwölf Jahren. Der freieste Luftzug bei offener Tür und offenem Fenster ist ihr selbst im kältesten Winter Lebensbedürfnis, wenn sie nicht ersticken soll in unleidlichen Schmerzen. Man läßt sie Tage lang allein. Ihre Schwester geht im Sommer auf das Feld und sperrt sie während ihrer Abwesenheit ein, auch die Nacht wacht niemand bei ihr. Selbst die schwesterliche Aufmerksamkeit für sie im Falle der Anwesenheit im Haus ist offenbar gering. Dem Bett gegenüber in einer andern Ecke des Zimmerleins hing ein Vorhang von schlechtem Baumwollenzeuge herunter, ich rückte ihn weg und fand ein ärmliches Altärchen, auf dem zur Not bisweilen auch Messe ge-

lesen werden konnte. Ihr Gewissensrat ist der Fröh-
messer, in diesem Amte schon der dritte oder vierte,
da die bischöfliche Behörde nach den Kirchenregeln
in solchen Fällen oft wechselt. Der jetzige ist ein be-
scheidener, anspruchsloser Mann von sanftem Wesen
mit klaren, verständigen Augen, und nichts weniger
als kopfhängerisch. Er spricht von seiner Pflingling
wenig oder nichts, was man in seiner Stellung sehr
begreiflich findet. Auf meine Frage an die Schwester,
ob ich nicht später noch einmal kommen dürfte,
sagte sie mit etwas spitzem Ton: „Ja! aber nicht vor
drei Uhr! Ich gehe jetzt aufs Feld und sperre das
Haus!“

Wir bogen seitwärts ins Dorf hinab und traten
ins sogenannte Wirtshaus, eine Spelunke voll
Schmutz, ohne leisen Anflug, die Gäste anziehen zu
wollen. Man gab uns Eier, Wein und Brot. Sonst
war nichts zu haben, und das Tischgeräthe kaum
rein genug für zärtliche Naturen. Im länglichen
Raume, welcher das Gastzimmer vorstellte, spiel-
ten einige Ortsbewohner mit Karten. Sie gaben bei
meinem Eintritt ihr Spiel auf und grüßten mich
freundlich. Der Wirt stellte sich vor ihnen auf mit
gefalteten Händen und bat sie in der kläglichen
Anrede, seinen neuen Gast etwa nicht durch Unsitte
zu beleidigen, damit man nichts Böses rede von
Cavriana jenseits der großen Berge. Niemand machte
dagegen eine Einwendung, der Stolz auf ihr Heimat-
dorf ließ sie alles sehr ernsthaft nehmen. Ich ließ
mich mit Luigi bei ihnen nieder. Die Rede fiel bald
auf Domenica. Der ruhigste unter ihnen, ein Mann
mit grauen Haaren, voll edlen Ausdrucks im Gesichte,
sprach unter anderem: „Wer diese Domenica ist,
wissen wir alle gut. In der nämlichen Nacht, wo sie
zur Welt kam, gebar mir meine Frau auch meinen
jüngsten Sohn, der freilich bei weitem weniger fromm

und heilig geraten ist. So denke ich mit Teilnahme an sie. Als Kind und Mädchen war sie etwas unbehilflich, lernte in der Schule mehr gut als leicht, behielt aber treu. Sie war oft in sich versunken, man nannte es zerstreut, wie es bei uns Weltleuten auch der Fall ist. Sie betete viel und stand oft stundenlang vor einem Kruzifixe. Sie war nicht ungestalt und hatte auch heiraten können, aber sie wollte nicht und wurde früh krank. Alle im Dorfe hielten sie für heilig, aber im eigenen Hause galt sie weniger, weil ihr Wesen nicht das gewöhnliche war. Sie mußte sich in Arbeit übermäßig anstrengen und bekam eines Tages zur heißen Erntezeit im Felde Kopfstechen und Gliederweh. Man mußte sie nach Hause führen, und seit dieser Zeit ist sie bettlägerig. Es ist kein Mensch in der Gemeinde, der nicht mit ihr sterben möchte.“

Ich besuchte hierauf den Ortsseelsorger in der Absicht, näheres über Domenica zu erfahren. Er war ein Mann mittleren Alters mit derben Gesichtszügen. Er meinte, am besten sei es, darüber weder für, noch gegen zu reden. Ich war erstaunt, diese Weisheit ehrenwerter Redaktionen im schlichten Mann anzutreffen, der sonst nicht weniger als zeitgemäß war, denn er wurde ganz verwirrt, als ich seiner Meinung, daß der Graf von Meran nächstens zum König von Tirol gekrönt werden würde, bestimmt widersprach. Auf meine übrigen Fragen erhielt ich fast kein anderes Wort als das vielsagende *si dice* (man sagt es). Und doch war es nicht hochweiser Rückhalt berühmter Journalisten, sondern völlige Gleichgültigkeit, die es ihm möglich machte, die kranke Domenica Monate lang gar nicht zu besuchen. Daraus kann man die Wahrheit deutscher Zeitungen beurteilen, welche fast zu gleicher Zeit aus der Domenica eine Pythonissa machten in den Händen südtirolischer Mönche und Priester. Um drei Uhr erschien ich

allein im Hause der *Domenica*. Ich fand die Tür zugelehnt, ihre Schwester mußte ums Haus etwas zu tun haben. Zwei Sperlinge spielten am offenen Fenster, nächst dem Ofen kauerte eine schwarze Katze voll philosophischen Gleichmuts, eine laue Sommerluft strich durch das Zimmer. Die Kranke maß mich wieder mit ihrem durchdringenden Blicke, wurde aber bald zutraulicher, und murmelte leise Worte im Dialekte des Tales, der sich nur mit großer Aufmerksamkeit verstehen ließ.

„Es geht mir seit kurzer Zeit etwas besser,“ sagte sie, „aber mein Schmerz hört nie auf. Ich bin Tag und Nacht auf dem Kreuze des Erlösers gespannt, und alle meine Glieder schmerzen tief. Auch an Trost fehlt es mir oft sehr, ich fühle mich wie verlassen von Gott, weit ab in öder Einsamkeit. Nur das Bewußtsein, daß ich für Christus am Kreuze leide, gekreuzigt mit ihm, ist mir ein Labsal. Deshalb habe ich selbst mein Leiden lieb als Unterpfang göttlicher Gnade. Mein irdisches einziges Glück liegt im heiligen Abendmahle. Nach dem Genusse desselben ruht mein Schmerz eine Weile, ich schlafe selig in meinem Gott (*riposo nel mio Christo*). Die Besuche stören mich größtenteils, aus fremden Gesichtern spricht ein fremder Geist, ich mustere alle, und finde nicht, was ich suche. Ich kehre aus diesem Andränge leidenvoll zurück zu meinem Gott (*al mio Christo*). Müßte ich etwas essen, ich habe das Gefühl, ich würde augenblicklich ersticken, so voll bin ich. Der Hauch der Luft (*l'aria fresca*), je kälter, desto besser, erquickt mich. Von meinem Leben weiß ich wenig; ich weiß nur, daß ich bin und Christus in mir ist (*ch' io sono e Christo è in me*). Je stärker ich blute, desto mehr erleichtert sich mein Gefühl. Ich will bis auf den jüngsten Tag leiden, wenn es

Gott gefällt (se piace al mio Christo). Leiden ist mein Leben (la mia salute).“

Bei diesen Worten trat ihre Schwester ein. Domenica schwieg. Ich hat die erstere um ein Andenken. Sie zog eine Schublade und gab mir einige Bilder von Heiligen, an deren Rückseite Gebete und fromme Sprüche abgedruckt waren. Ich wollte dafür zahlen, sie wies das Geld zurück mit den Worten: „Non prendiamo mai niente.“ Ich redete einige Worte zur Minga von Christus und von der Geduld in Leiden und Tod. Sie horchte, sichtbar ergriffen. Ich empfahl mich und andere ihrem Gebete, sie lispelte: Si, Si, pregherò, hastig und tiefbewegt. Ich verließ die Hütte, ihren letzten Blick in der Seele, und eilte wieder über das Joch zurück. Alle Lust der Mitteilung war vergangen, selbst Luigi ging schweigend neben mir her. Es trieb mich eilig durch die blühenden Anhöhen hinab gegen Montani. Als ich von Luigi schied, standen ihm Tränen in den Augen, er stammelte: „O vergessen Sie mich nicht! Am Sonntag gehe ich zur Beichte und will recht brav werden!“ Leicht und still in mich gekehrt, wanderte ich im Strahle der letzten Abendsonne längs der Gebirge nach Branzoll. Der Postmeister war höflich, was, beiläufig gesagt, nicht alle seine Kollegen in Tirol sind. Er gab mir schnell ein gutes Pferd, das mich lustig davonführte. Der schönste Abend stand mit seinen Blüten am Himmel. Als es dunkel wurde, schwärmten wohl eine halbe Stunde Millionen Leuchtkäfer durch die Ebene, der Mond trat in meinen Sehkreis, und eine erquickende Luft spielte um mich, sodaß ich das Ende des schönen Tages segnete. Besser hätte ich vielleicht die Freude über denselben für mich behalten. Man schweigt von dem, was alle anspricht, und leiert von Dingen, die niemand mag und keiner brauchen kann. Das ist

Regel, das ist Weisheit! Nun freilich, das sollte befolgt werden, man könnte ohne viele Kosten weise werden! (Seitdem ist Domenica nach vierzehnjährigem wunderbaren Leiden gestorben. Sie verlor oft so viel Blut, daß es über den Boden des Zimmers rann. Ennemoser meinte, sie lebe vom Oxygen der Luft, so kurz und bündig diese Erklärung lautet, erklärt sie doch nichts. Man lebt eben nicht von der Luft. Daß sie in vierzehn Jahren gar nichts gegessen und getrunken, ist so erwiesen, daß es niemand bezweifeln kann. Mit dieser Erscheinung gingen ähnliche parallel, sodaß man noch jetzt Mädchen dieser Art im südlichen Tirol finden kann. Es bleibt merkwürdig, daß diese Erscheinungen im Lande schon einmal dagewesen sind, und zwar zur Zeit, wo man im sechzehnten Jahrhundert Tirol protestantisieren wollte.)



Die Karthause bei Pavia.

(1846)

Wer, der einmal in der Lombardei gewesen, hat nicht mit Erstaunen die Karthause bei Pavia besucht, das erhabenste Denkmal, welches arme Klosterbrüder zur Ehre des Himmels und für die Andacht der Menschen erbaut haben! Sie wurde bekanntlich in den Stürmen der Franzosenkriege unterdrückt, der weitläufige Grundbesitz veräußert und nur die Kirche mit den nächsten Zugebauten notdürftig erhalten aus Ehrfurcht für die Kunst, die hier selbst vandalische Gelüste bändigte. Die österreichische Regierung, im eroberten Lande eine standhafte Freundin geschichtlicher Denkmale, die den Namen Italien im Reiche der Menschenbildung so wohlklingend gemacht haben, räumte im Jahre 1843 das Kloster mit der Kirche wieder den Vätern des Karthäuserordens ein. Bereits hat diese Mönchsansiedlung eine verjüngte Gestalt angenommen. Vierzehn Karthäuser, sämtlich Priester, wohnen daselbst, die Laienbrüder zur Besorgung der Hausgeschäfte nicht mitgerechnet. In den heiligen Hallen tönt wieder der Chorgesang, und allgeschäftige Vorsorge steuert dem Verfall nach allen Seiten. Es war der neunzehnte April, ein sonnenheiterer Frühlingstag mit allem Zauber der blühenden Natur, als ich mich aus der brausenden Residenzstadt des lombardisch-venezianischen Vizekönigs aufmachte, um die stille Einsamkeit der Karthäuser zu besuchen. Die langsam nach Süden rollende Vettura ließ mir Zeit genug,

Betrachtungen anzustellen. Eine weitgestreckte Ebene lag vor mir mit hellschimmernden Wiesen, die von großartigen Wasserwerken beströmt wurden und an vielen Stellen Reisfelder bildeten, daher oft kaum gesund für die Bewohner, so einförmig, daß ein Gefühl der Wehmut und Beängstigung kaum abzuwehren war. Die zerstreuten, meist armseligen Dörfer ragten aus dem dunklen Grunde wie Korallenfelsen der Südsee, nach der poetischen Bemerkung meines Begleiters, eines Franzosen aus Lyon, der unaufhörlich mit sich selber redete, als wäre er allein im Wagen. Ungefähr eine leichte Stunde von Pavia machte unser Vetturino an einem schmutzigen Gehöfte Halt. Wir erblickten links die Certosa, zu welcher ein schnurgerader, baumbepflanzter Weg führte, fast eine halbe Stunde lang. Der Franzose zog aus seiner Reisetasche einen voluminösen Guida di Milano und las nach seiner Art mit lauter Stimme die Geschichte dieser Karthause, und es war natürlich, daß ich davon so viel als möglich zu profitieren suchte, da es ohne Honorar für den Vorleser geschehen konnte.

Der Gründer der Karthause war Giovanni Galeazzo Visconti, der größte seines mehr glücklichen als edlen Hauses, auch Conte di virtù genannt. Durch List, Tapferkeit und Treulosigkeiten aller Art errang er sich in wenigen Jahren die Herrschaft über die Lombardei, einen Teil von Piemont, Toskana und dem späteren Festlande der Venezianer, so daß Alessandria, Siena und Bassano die Grenzen seines Reiches bildeten. Schmeichler leiteten sein Geschlecht vom Trojaner Aeneas ab, der deutsche König Wenzel begrüßte ihn als Herzog von Mailand, gelehrte Hungerleider aßen sich für literäre Hofdienste satt an seinem Tisch, und jede Art menschlicher Torheit ward aufgeboten, den Glücklichen zu blenden und auszu-

beuten. Aber der Listige mit seinem spitzen Kinn, mit den kleinen, funkelnden Augen behielt das volle Bewußtsein im Anwuchern der Schmarotzerpflanzen, für die Tugend so gut als für das Laster, dessen Kelch er mit sichtbarer Wollust leerte. Es verstieß wenig, daß Heuchelei, Lüge, Mord und Banditentücke den Weg zur unbeschränkten Herrschaft ebneten; die Professoren von Pavia, von ihm fett gemacht, widmeten ihm ihre Werke und meinten, mit fein gedrechselten Tiraden die Schmach des herzoglichen Lebens zu decken. Die Einheit Italiens war das Zauberwort, welches damals von den Lippen seiner Anhänger klang (wie es zu dieser Stunde nur in anderer Form von dem beredten Vincenzo Gioberti verkündet wird). Alles schien erlaubt, um eine große Nation zu machen. Dabei hatte Galeazzo einen unbändigen Ehrgeiz, um seinen Namen unsterblich zu machen. Auf seinen Wink erhob sich in den ersten Formen und Grundfesten der Dom zu Mailand mit der trefflichen Inschrift: *Mariae nascenti*, als Gelübde, daß er so glücklich gewesen, seinen Oheim aus dem Besitze der Macht zu verdrängen. Aus ähnlichen Beweggründen ließ er im Jahre 1396 die Karthause bei Pavia entstehen, und im Jahre 1399 setzten sich die ersten Karthäuser, fünfundzwanzig an der Zahl, daselbst fest, in der Mitte eines weitläufigen Landgebietes, das ihnen der Herzog zur allmählichen Befruchtung angewiesen hatte unter der Bedingung, daß sie aus den Ertragnissen alljährlich eine bestimmte Summe zum Ausbau und zur Verschönerung der Kirche verwenden sollten, unweit des Schlachtfeldes, wo fast anderthalb Jahrhunderte später Franz der Erste, König von Frankreich, von den Kaiserlichen aufs Haupt geschlagen und gefangen worden war.

Im Schrecken über dieses „untoward event“ fiel dem Vorleser das Buch aus den Händen, als wir

gerade im Begriffe standen, durch ein weit offenes Tor in die Mönchsansiedlung einzutreten. Ich beeilte mich, es aufzuheben, mit der Bemerkung, daß man sich jetzt über solche Mißfälle trösten könne durch den Fortschritt der allgemeinen Weltbildung, die den ewigen Frieden zur Notwendigkeit gemacht hätte. Oui, Monsieur! entgegnete der Franzose galant, par la civilisation procédée de la France! Wir traten in einen Hofraum in Geviertform, der rings von Gebäuden der äußeren Wirtschaft umgeben war und allenthalben Spuren der vorsorglichen Tätigkeit der neuen Bewohner trug. Wir fanden hier vier Weltpriester, zwei Engländer und einen Russen, ins Anschauen der prächtigen Kirchenfassade versunken, welche östlich im Hintergrund ihre weißen Marmor Massen mit einem Walde von zierlichsten Bildsäulen und Basreliefs emporstreckte, an denen sich Spuren vandalischer Zerstörungswut leider nicht ganz verkennen ließen. Aber der Eindruck des riesigen Bauwerkes bleibt noch immer so übergewaltig, daß der Mensch seiner tiefen Nichtigkeit gewahr wird und unwillkürlich dem großen Geiste huldigt, der nach dem Ausspruch eines Minnesängers „alle Kunst erfunden hat, und oben schwebt und nieder lebt, und Erd und Meer und Himmel hebt.“

Wir bogen rechts ein zur Klosterpforte. Ein freundlicher Karthäuserbruder erschien im kleidsamen Ordensgewande von weißem Wollenzeuge, mit glattgeschorenem Kopfe, um den sich nur ein schmaler Haarstreif zog, übrigens wohl aussehend, und nichts weniger als menschenhasserig. Er führte uns in die Kirche, die mit keiner andern in der Welt verglichen werden kann an verschwenderischer Fülle von Bildwerken in Marmor und Rahmen, der Hauptbau aus weißem Marmor mit unzähliger Zutat der köstlichsten Steinarten und Spiegelflächen, die aus allen Enden

der Welt hierher zusammengewandert, um ein Meisterstück katholischer Andacht und Kunstbegeisterung sichtbar werden zu lassen. Der Bau begann, wie gesagt, im Jahre 1396 und wurde durch alle folgenden Jahrhunderte bis 1782 fortgesetzt, so daß wir gleichsam eine praktische Schule der Maler- und Bildhauerkunst von fünfhundert Jahren vor uns hatten. Das schöne Grabmal, welches die Karthäuser ihrem Stifter gesetzt, aus weißem Marmor in reinlichster Ausführung, trägt die einfache Inschrift: *Fundatori nostro Carthusiani memores posuere*, während die drei Schiffe der Kirche und die zahlreichen Seitenkapellen kaum einen freien Raum aufzuweisen hatten, wo nicht eine fast maßlose Profusion von schätzbaren Kunstgegenständen angebracht worden war, vielleicht allzu verschwenderisch für die künstlerische Einheit, die jedes Erzeugnis des Genius auszeichnen muß, um der rechten Wirkung auf das Menschenherz gewiß zu sein. Wir sind weit entfernt, alle einzelnen Kunstwerke anzuführen, wozu ein Buch von zwanzig Bogen und ohne Zensurstriche kaum ausreichen würde. Unvergeßlich wird uns die herrliche Madonna bleiben unter den vielen vortrefflichen Gemälden der geräumigen Sakristei, und der heilige Benedikt in einer Seitenkapelle, welcher stehend seine Seele ausatmet. Nicht minder überraschend sind die Plafondgemälde mit den Wandschildereien, unter denen sich besonders die Scheinfenster ob dem Gesimse hervortun, aus denen Karthäuser in die Kirche schauen, in einer Wahrheit und Natürlichkeit, daß wir uns geisterhaft angeregt fühlten. Doch wozu die vielen Worte? Selbst der Boden, auf dem wir einherschritten, war die glänzendste Mosaik, und wir fanden die prickelnde Unruhe in den Füßen des Franzosen ganz begreiflich, welcher behauptete, er habe die Empfindung, mit jedem Tritt in ein Vogelnest voll

buntgefiederter Jungen zu treten. Selbst über den Baustil der Kirche läßt sich kaum absprechen. Meister mit fixen Ideen, deren Duodezumfang mit dem lächerlichen Selbstgeföhle im merklichen Zwiespalte steht, werden daran mancherlei auszusetzen haben. Denn wo wir deutsche Michel unseren sentimentalen Jammer, das liebe, kapriziöse Ich in möglichster Geistesarmut und Herzzerrissenheit nicht finden, müssen notwendiger Weise die Regeln der Kunst zu wenig beobachtet worden sein. Das versteht sich von selbst. Wir haben im Stil der Kirche die Vergangenheit von fünf Jahrhunderten vor uns. Der klassische Griechengeist blinzelt verstohlen aus der gotischen Wiege, worin eine spätere Zeit ihn mit Vorliebe gebettet, und die Tugenden und Sünden vieler baumeisterlichen Generationen haben sich hier an den Fastenspeisen der Karthäuser inkarniert. Wer sich darüber ärgert, ballt mit Recht die Faust gegen diesen Wald unermesslicher Gedanken im blanken Marmor!

Mit Erlaubnis des menschenfreundlichen Priors zogen wir aus der Kirche ins Kloster, zuerst in ein von schlanksäuligen Arkaden umgebenes Geviert mit dem hellen Augeln dar ersten Narzissen und Hyazinthen und aus demselben in ein weit größeres, an dessen äußerstem Rande die Häuschen der Karthäuser in angemessener Entfernung voneinander standen, zwar einfach, aber gemächlich und nach deutschem Maßstabe anständig. Jedes derselben enthielt zwei Zimmerchen mit Küche zu ebener Erde und zwei desgleichen im Stockwerke darüber, die ersteren zur Wohnung, die letzteren zur Handarbeit des Mönches, einen geräumigen Gartenraum dahinter mit Zypressen und anderen Bäumen freundlich eingefast. Jeder Novize wird scharf geprüft vor der Aufnahme. Hat er als Postulant einen Monat im Kloster zugebracht, so erhält er das Ordenskleid und wird in feierlicher

Prozession zur Zelle geführt. Zwei Jahre muß er nun die Übungen des Klosters mitmachen und wieder dreimal um wirkliche Aufnahme anhalten, bis er nach reiflicher Erwägung zu den Gelübden zugelassen wird, welche ihn auf ewig von der Welt trennen. Er wohnt einsiedlerisch in seiner Zelle, dem Gebete, dem Studieren und der Handarbeit obliegend. Nur zum mehrstündigen Chore um Mitternacht, und zweimal des Tages zu gleichem Zwecke gesellt er sich zu seinen Mitbrüdern. Freie Rede ist nur an Sonn- und Festtagen und einmal die Woche beim gemeinsamen Spaziergange außerhalb der Klostermauern erlaubt, wo auch gemeinsam gespeist wird. Die übrige Zeit ist er Eremit im strengsten Sinne des Wortes. Die Speise wird ihm durch eine Maueröffnung gereicht, und ein Schlag mit hölzernem Hammer von innen gibt dem dienenden Bruder das Zeichen, daß der Abgeschlossene noch bei Leben und Gesundheit ist. Die Nachtwache dauert regelmäßig vier Stunden zum Gebete für Staat und Kirche, für die Bekehrung der Sünder und für den Frieden und die Einigkeit der Völker. Die Arbeit besteht im Gartenbau, im Bücherbinden und in anderen nach Vorliebe gewählten Beschäftigungen. Trotz ihres fast mundtoten Stilllebens sind die Mönche doch die heitersten Gestalten in der Milde eines schönen Abends nach Sturm und Hitze oft vielbewegter Tage. Ihr Fasten dauert acht Monate des Jahres, wo sie abends nur fünf Unzen Brot und ein wenig Wein genießen, und Fleisch zu essen ist selbst in schwerster Krankheit unerlaubt. An jedem Freitage erhalten sie nichts als Wasser und Brot. Sie schlafen auf einem Strohsack in ihren Wollenkleidern mit Ausschluß alles Linnens. Minder streng gehalten sind ihre Laienbrüder. Sie heißen die ersten neun Jahre während ihres Noviziates Geschenkte und hierauf, durch Ge-

lütde verpflichtet, Bekehrte. Ungeachtet ihrer strengen Lebensweise sehen die Mönche doch gut aus und erreichen gewöhnlich ein hohes Alter.

Wir erhielten Erlaubnis, mit einem älteren Kartäuser näher zu verkehren. Er war ein Mann von den feinsten Manieren, mit der Leichtigkeit und Natur, wie sie langer Umgang in höheren Kreisen ausbildet. Über sein Gesicht war die Weichheit und Lieblichkeit eines unbeschreiblichen Wohlwollens verbreitet und eine Art von kurzer Entschlossenheit, die deutlich sagte: „Deine Rechnung ist gemacht!“ Auf unsere Frage über sein Herkommen wies er lächelnd auf Blumentöpfe, die in voller Blüte standen, Geranien von weißer Blüte mit schwarzen Tupfen, und warf leicht hin: „Diese sind mir über alles lieb, ihre schwarzen Tupfen sind gering zum Verhältnis des weißen Blütenfeldes, und makellos ist auf Erden kein Glück zu finden. Weiterforsch' ich nicht!“ „Denken Sie noch an die Welt zurück?“ fragte voreilig der Franzose und bohrte seinen Zeigefinger ins Knopfloch seines Skapuliers, sodaß der Mönch kaum ausweichen konnte. „Ich denke nicht zurück,“ sagte er sanft, „ich erinnere mich bloß, und das ist eine Fahrt im Kahne über einen spiegelklaren See. So kommt es mir wenigstens vor, und mein Herz ruht dabei wie ein Kind im Schlafe. Der Fluch der Welt ist Halbheit im Staate wie in der Kirche, im Leben wie in der Liebe, und mich verlangt nicht mehr nach den herzerreißenden Nöten, die dem Halben nie ausbleiben. Ich wollte einst Gott und Welt, zerlassen in frischem Honigseim, ausschlürfen, es ist mir aber schlecht bekommen. So oft ich zurückschaue auf den Austausch von Sünde und Tugend, von Wahrheit und Heuchelei, von Weinen und Lachen, von einem Wort ums andere ohne ganze Tat, schaudert mir die Seele und ich

bete alle Mitternacht: „O Gott! erlöse die Seelen von solcher Pein! Ich habe gewählt, und nun ist Friede!“ Schon während dieser Worte hatte der Franzose den Mönch losgelassen und lebhaft zu gestikulieren angefangen. Nun faßte er einen der anwesenden Weltpriester am Arme und sprach: „Mon Dieu! voilà ce que c'est que de vivre dans ce monde là. Le moine parle de moi.“ Der Karthäuser, den Eindruck gewahr werdend, faßte sich schnell, zeigte uns mit der liebenswürdigsten Unbefangenheit seine Gartengewächse, seinen dürftigen Hausrat, seine Hobelbank und entließ uns alle gerührt. Auf dem Zurückwege zu unserer Vettura erhob sich ein lebhaftes Gespräch für und wider die Restauration des Karthäuserordens. Einer der Engländer, wie es schien ein Dissenter und Börsenspekulant, meinte, die Idee dieses Instituts sei achtenswert, aber für die Welt ohne Nutzen, und wüßte er nicht, daß St. Bruno ein Franzose gewesen, so würde er den ersten Erfinder derselben im unpraktischen Deutschland suchen. Den historischen Schnitzer im Betreff der Landsmannschaft Brunos fühlte die Gesellschaft ebenso wenig, als die unfreiwillige Ironie auf die Weltläufigkeit der Untertanen des deutschen Bundes und die Wirksamkeit des Beckerschen Rheinliedes. Der Franzose, in seiner Nationalehre gekränkt, ließ sich im hastigen Redefluß also vernehmen: „Solcher Reden ist man von euch Stockjobbers ohne Glauben gewohnt. Ihr seid maßlos und kaum allzeit liebenswürdig in eure Launen verliebt, eßt Kartoffeln und Butterbrot nach Appetit und Wohlgefallen: warum soll der Karthäuser nicht auch mit bestem Recht und Gewissen Spargeln und Endivien essen dürfen, die er selbst gesäet und gepflanzt hat? Was habt ihr denn Gründliches einzuwenden, daß diese Einsiedler außerhalb dem trüben Lachen der Weltlust ihren

Frieden, in der Einsamkeit ihre Weisheit suchen? Eure Baumwolle wird deswegen doch gezupft, und die Spindeln der Riesen-Maschine arbeiten seit Lists Tode nur desto mutiger fort in der Sicherheit vor deutschen Prohibitivzöllen. Ich einmal finde darin nichts Staatsgefährliches, daß ein paar hundert Karthäuser die Güter dieser Welt verachten in der Hoffnung künftiger Seligkeit: bleibt euch doch der Mammon der Erde desto ungeschmälerter, und für so stoffliche Vorteile ist euer philanthropisches Herz nie unempfindlich. Nutzloses Volk sind sie freilich, diese Mönche, unpraktisch im höchsten Grade, aber bei uns schon aus dem einfachen Grunde nicht unbeliebt, weil sie den ausgetretenen Heerweg zu Würden und Ämtern nicht beengen und andere für sich eintreten lassen ins Fett der Präfekturen und Notariate. Das schlagen bekümmerte Mütter hoch an. Laßt sie fasten, beten, leiden, diese Irländer der katholischen Welt, die keinem Ministerium schlaflose Nächte bereiten.“ Der Redner würde ohne Zweifel noch länger fortgedonnert haben, wenn nicht der schweigsame Russe ihn bei den Schultern gefaßt und auf die wirkliche Welt aufmerksam gemacht hätte. Und in der Tat hatten wir bereits die schmutzige Locanda am Weg erreicht, der Engländer saß in größter Seelenruhe vor einem Stück Roastbeef, das er herzlich schlecht fand, und die Weltpriester, die mit uns im Kloster gewesen, standen flüsternd beisammen, voll Verwunderung über den immortale pensator von Lyon. Ja, einer (der den Kopf noch warm hatte von Giobertis Staatstheorie für die italienische Halbinsel) meinte, so könne nur ein Mann sprechen, der aus italisch-hellenischem Blute entsprossen und unberührt geblieben sei von aller Unbildung der Barbaren. Bei dieser Bemerkung fielen alle Blicke der anwesenden Italiener auf mich und den Engländer.

Der Russe hatte sich kluger Weise früher entfernt. Der gutmütige, feingebildete Franzose, weit entfernt, den Kranz italisch-pelasgischer Abkunft anzunehmen, zog mich fort in den Wagen, und eine lustige Fahrt in lauwarmer Luft brachte uns unter den angenehmsten Gesprächen nach Mailand zurück.

Die Karthäuser bei Pavia leben in beschränkten Umständen selbst für die geringen Bedürfnisse ihrer Kolonie. Das einst weilläufige Besitztum ist verkauft und bloß Kirche und Kloster ihnen eingeräumt. Aber bei ihrer Arbeitsliebe und Sparsamkeit werden sie sich bald wieder so erträglich stellen, daß für ihren notdürftigsten Lebensunterhalt gesorgt ist. Ihr Haus steht den Weltpriestern offen, welche sich einsamen Geistesübungen widmen wollen, und in dieser Beziehung können sie für die ganze Lombardei segensreich werden. Graf Mellerio aus einem der ersten Häuser Mailands und selbst Priester hat sich um diese Mönchs-Kolonie sehr verdient gemacht, und bei der Regsamkeit, welche sich in den theologischen Wissenschaften Italiens überall bemerkbar macht, kann sich die katholische Kirche seiner Zeit auch von diesen Karthäusermönchen tätigen Anteil am Kampfe für Wahrheit und Recht versprechen.



Inhalt.

	Seite
Der Tod eines Dorfkaplans in den Tiroler Alpen	3
Koch in Rom	30
Ausflug nach Cavriana im wälschen Süd- tirol	51
Die Karthause bei Pavia	69

